

DIE FACKEL

Nr. 324—25

2. JUNI 1911

XIII. JAHR

Glossen

Von **Karl Kraus**

DIE KÜNSTLER

Der Typus, der einen malerischen Schlapphut und einen architektonischen Umhängebart trägt und in besonders peinlichen Exemplaren auch vor Pumphosen nicht zurückscheut, die Sorte, die in den achtziger Jahren die Gegend zwischen dem Café Kremser und dem Restaurant Gause belebt hat und die man längst ausgestorben und nur zum Zweck der Veranstaltung von Gschnasfesten konserviert glaubte, kurzum jene Art von Mensch, bei deren Anblick sich dem Wiener sofort die Assoziation »Künstler« einstellt, — ist soeben fünfzig Jahre alt geworden. Und da sich die Künstlergenossenschaft zur Malerei ähnlich verhält wie der Männergesangverein zur Musik — wobei es nicht ausgeschlossen ist, daß die beiden Korporationen einander im Bedarfsfalle aushelfen —, so herrschte große Aufregung bei allen, die Aussicht haben, ihr Verdienst, es miterlebt zu haben, gewürdigt zu sehen und die Ehre gehabt zu haben, in Anwesenheit des Truchseß Dobner von Dobenau gespeist zu haben, nicht ohne vorher den formschönen und gehaltvollen Prolog des Freiherrn von Berger, dem die Arbeit am Epilog des Burgtheaters zu allem Möglichen Zeit läßt, begeistert akklamiert zu haben. Der Statthalter war auch dabei. Er ist so kunstsinnig, daß wir noch immer zwanzig Automobiltaxen haben, und so fesch, daß das alte Wahrwort recht behalten dürfte: Der Hannoveraner geht nicht unter. Wer da aber glaubt, daß mich die Lebensäußerungen des kunstsinnigen und geselligen Wien heute noch zu einem intimeren Eingehen reizen werden, ist im Irrtum. Mit einem leichten Aufstoßen gehe ich an den gedeckten Tafeln vorüber, an denen gestern eine achtzigjährige Zierde des Barreaus gepriesen wurde, als ob sie von Michelangelo selber entworfen wäre, und heute zu Ehren der fünfzigjährigen Kunst gegessen wird. Es ist immer dasselbe Schaugericht, süß zum Hineinbeißen. Sie sind immer unter sich, harmlos und ohne Ahnung der Gefahr, daß ein Sachverständiger im internationalen Konditoreifach bezeugen könnte, die Creme der Wiener Gesellschaft sei der Abschaum der Menschheit. Und wenn sie nicht mehr »gemütlich« sein können, so ersetzen sie es wenigstens durch einstimmiges Klagen, daß sie es nicht mehr sind. Indem sie bei grimmigem Zeitgeist die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, machen sie sich warm wie die Dienstmänner, die im Winter die Arme übereinander schlagen. Und die Erinnerungen der alten Herren schweifen zurück, in die Zeit, wo noch das »Sperrschiff« in der Kärntnerstraße herumgegangen ist und wo es noch keine Sezession gab. Ja, damals hat noch der Bratfisch gesungen und der Ranzoni hat noch geschrieben. Der Pätzl

war noch Gerichtssaalberichterstatter, zeigte aber bereits Spuren von Humor, die Blütezeit der Fiakermilli war zwar schon vorüber, aber der Stern der Dukatenmali war eben im Aufgehen. Feuerbach wurde abgewiesen, Romaco ging zugrunde, und alle Koblode des Ulks wußte Meister Goltz um sich zu versammeln. »Als man noch eins im Künstlerhause war ... « — an diese Zeit erinnert sich in der Neuen Freien Presse, und nie wird er »an« diese Zeit vergessen: der alte Wiener Kunstfreund, der in der Rembrandtstraße wohnen dürfte und der vielleicht nur die Zeit gemeint hat, als man »nach eins« im Künstlerhaus war. Er preist den Geselligkeitszauber, die familiäre Gemütlichkeit und die Intimität der Vergnügensabende von anno dazumal. Dafür zwei Belege.

»Plötzlich hörte man dumpfes, wirres Geschrei aus dem Souperzimmer dringen. Erschrocken eilte man hinein und fand alles im wilden Alarm, alles von den Sitzen auf, Frau Papier schrie nach ihrer Garderobe ... ihr Gatte stand in einer Art von Kampfstellung gegen Canon. Was war geschehen? Auf Richard Wagner war das Gespräch gekommen und da hatte Canon, auf den der Name 'Wagner' schon wie ein rotes Tuch wirkte, eine Behauptung aufgestellt, für deren Tatsächlichkeit er mit allem Aplomb seine Zeugsenschaft einsetzte ... « Als ein Wagnerianer widersprach, erbot sich Canon »ihm die Champagnerflasche um den Schädel zu hauen.«

Erzählt der Historiker der Gemütlichkeit. Ein andermal war Adolf Menzel nach Wien zu Besuch gekommen. Man hatte ihm im Künstlerhaus

»zum Sitznachbar den Wiener Ältesten, Rudolf Alt, gegeben. Alt führte die Unterhaltung in der Art, wie er muntere Gespräche zu führen pflegte, in einer Suite von Kalauern, der eine ärger als der andere ... Für Menzel, den Berliner, wars das absolute Kauderwelsch, der Sitznachbar wurde ihm immer unverständlicher und damit auch immer rätselhafter, so daß er schon Zeichen von Ungeduld gab, die leicht explodieren konnte.«

Erst später verstand Menzel, »und nun antwortete Sprühfeuer dem Sprühfeuer«. Es ist immerhin bedauerlich, daß er den Begriff, den er damals von Wien und seiner Kunst bekam, in keiner Tagebuchnotiz festgehalten hat. Der gemütliche Kunstfreund meint: »Das waren so innige, seriöse und minder seriöse Allotrias der Intimität, die aber jedenfalls auf die vorhandene Sphäre der Intimität hinwiesen.« Die Zeiten sind vorüber. Zwar hat nicht Wagner, sondern Herr Canon, auf den er wie ein rotes Tuch wirkte, in Wien ein Denkmal bekommen — jener Vollbart mit Pumphase, über den sich an der Ecke der Johannesgasse die Dienstmänner freuen, weil sie ihn noch persönlich gekannt haben —, aber die Gemütlichkeit ist tshihi. Der Geselligkeitsklub »D'Fürig-spritzten« ist in das Zeichen der Sekzessiaun getreten und behauptet, daß der Makartsche Genius in Klimt wiedererstanden ist unter Beibehaltung des Kranzes blühender Jüdinnen. Aber alle, in denen noch ein Gefühl für die Vergangenheit lebt, vereinigen sich, um die Künstlergenossenschaft hoch leben zu lassen. Der Beginn der Feierlichkeiten gestaltete sich so:

»Bildhauer Fänner erschien als Muse auf einem Pegasus, den ein ausrangiertes Komfortablepferd darstellte, und sprach den Prolog von Maler Zewy, der dann in gelungener Maske eines Dichterlings in Versen von Benjamin Schier die Künstlergenossenschaft von einst und jetzt feierte.«

Das geschah im Künstlerhaus und man konnte somit glauben, es handle sich um ein Jubiläum der Schlaraffia. Am nächsten Tag wurden bereits freimaureische Töne angeschlagen. »Gott grüß die Kunst!«, rief der Freiherr von Ber-

ger durch den Mund des Herrn Reimers, dem schon früher die Kunst, grüß Gott! zu sagen, nachgerühmt wurde. Es soll sehr schwungvoll gewesen sein, und zweihundert Schlapphüte grüßten Gott zurück. Der Unterrichtsminister gedachte der Fülle von Schönheit, die die Wiener Bevölkerung von der Künstlergenossenschaft empfangen (natürlich ohne Hilfszeitwort) und durch die ihr Dasein voller, ihre tägliche Arbeit froher, ihre Ziele edler geworden. Der Bürgermeister aber, weit entfernt, die Wirkung der Herren Ameseder und Temple auf Wien zu beschränken, erklärte, daß die Kunst gemäß ihrer erhabenen Sendung im ringenden Leben der Menschheit diese über den Alltag, über Not und Tod des Einzelwesens erhebe, den Menschen zum Ebenbilde Gottes erhöhe (im Künstlerhaus hängen solche Ebenbilder Gottes nach Entwürfen von Horowitz und Adams) und ihm im weiteren Verfolg dieser Angelegenheit die edelsten sittlichen Handlungen zum Gebote und demnach dem Gemeinderat die Verleihung der großen goldenen Salvatormedaille zur Pflicht mache. Der Vorstand der Künstlergenossenschaft versetzte darauf, daß die künstlerische Entwicklung von der politischen Freiheit abhängt und daß erst nach Schaffung der Staatsgrundgesetze die »sublimen Wünsche der Wiener Bevölkerung in der Kunst Befriedigung« finden konnten. »Als sich der Zauber ihres Wirkens über die abgebrochenen Festungswälle legte, da habe sich der Schönheitsgeist der Wiener zur Begeisterung entzündet.« Die Kunst aber sei an Voraussetzungen geknüpft, deren Erfüllung in dem einsichtsvollen Wirken jener Männer ruhe, die den Staat zu lenken haben. Die Festversammlung, in der diese Perspektiven feierlich eröffnet wurden, tagte im Parlament, das zur Zeit infolge Verfassungsbruchs an Vereine vermietet wird. Es war sehr heiß im Saal. Es war ein Gedränge von Phrasen, die einander auf die Zehen traten, und da die Phrase ein gestärktes Vorhemd ist vor einer Normalgesinnung, die nie gewechselt wird, so entwickelte sich jene Atmosphäre, in der sich Menschen die Nase zuhalten und Künstler aufatmen. Als dann endlich der Tisch gedeckt war, ging es erst hoch her. Der Vorstand, Professor v. Weyr, der Schöpfer des Monumentalbrunnens »Die Macht zur See«, in welchem ein empörter Hilfsämterdirektor den Dreizack schwingt, erinnerte daran, daß Arbeit des Bürgers Zierde, andererseits aber Segen der Mühe Preis ist, und fuhr fort:

»Sie werden uns gewiß berechtigt halten, hochverehrte Herren, den Wert der Kunst hoch einzuschätzen, aber bei aller Wahrung ihres Wertes waren wir doch immer die Empfangenden, wenn wir zu geben glaubten. Was bietet Wien nicht alles unseren Sinnen! *Die Lebenswogen* einer großen Stadt *sind ja immer der Nährboden* für die Phantasie des Künstlers. Alle Menschenlose von dem ersten Zittern bis zu den letzten Zuckungen des Herzens berühren ihn, *das erste Liebemahnen des zarten Bürgersinnes, wie das Schicksalsdrama des dekadenten Weibes beschwingen seine Träume* und wandeln sich zu Bildern in seiner Seele. Aus Spelunken, wie aus lichtumflossenen Gesellschaftsräumen, aus den Quartieren des Elends, *wie aus den Regionen, welche die Goldfluten in erzumschmiedeten Räumen bergen, empfängt er den Pulsschlag* seines Wirkens und den Lebensodem seines Daseins. Über alle diese Erscheinungen den *verklärenden Mantel der Kunst zu breiten*, um sie *in den alles versöhnenden Begriff 'Kultur' einreihen* zu können, ist die Aufgabe, welche die Künstler zu erfüllen haben. Diese Aufgabe weisen Sie uns an, indem Sie uns *in Ihre Dienste nehmen* und uns betrauen, *Paläste zu erbauen, um die menschlichen Schwächen zu umhüllen*, Gotteshäuser für die Frommen und Hilfsbedürftigen und Heimstätten für die Arbeitsmüden zu errich-

ten, indem Sie von uns fordern, in unseren Bildwerken Ihnen den Spiegel Ihres Lebens vorzuhalten. Diese Wünsche können wir aber niemals ganz erfüllen, da wir Ihnen immer nur Reflexe unseres künstlerischen Schauens, einen Bruchteil dessen bieten können, was wir aus dem reichen Seelenleben unserer Stadt empfangen haben. In diesem Bruchteile suchen wir jedoch die Vorgänge des Lebens durch die Kunst zu adeln, sie ihrer Niedrigkeit zu entrücken, um das Innenleben unserer Bürger auf seine höhere Bestimmung hinzuweisen. Und welcher Strich der Erde wäre empfänglicher für diese Weisung wie der Wiener Boden, in dem ja alle Schönheitskeime so reiche Nahrung finden? Das Wienerblut ist so von Gott gemischt, daß ... «

Das wurde wirklich gesprochen. Es war ein Monumentalbrunnen der Beredsamkeit. Die Vertreter des Wienerbluts, die nicht müde werden, diese ganz besondere Marke zu empfehlen — während es zum Beispiel auffallend ist, daß nie in der Welt vom Pariser— oder Londonerblut die Rede ist —, hatten einen guten Tag. Und doch muß man sagen, daß jedes Blut von Gott gemischt ist und daß vielleicht gerade die slowakisch—bajuvarische Mischung nicht die glücklichste ist und überhaupt einem von Gott gemischten Blut ein mit Gott gemischtes vorzuziehen wäre. Zum Schlusse aber dankte Redner dem Stadtrat und versprach, daß die Verleihung der Salvatormedaille die Künstlergenossenschaft »in dem Bestreben stärken werde, aus den Regungen der Wiener Seele unsterbliche Menschheitswerte zu gewinnen«. Von nun an wollten die Künstler alle Quellen ihrer Phantasie springen lassen. Hier war der Moment gekommen, das Glas auf die Stadt der Blumen und der schönen Frauen, auf ihren wackeren Bürgermeister und ihre pflichtgetreue Stadtvertretung, »diesen Dreibund«, zu erheben. Da aber die Künstler, wie mir einmal ein Hausmeister gesagt hat, speziell »Damenfreunde« sind, so lag es nah, daß ein Baurat auf die Wienerinnen hinwies und unter allgemeiner Zustimmung ein »Poem«, wie die Zeitungen sagen, zum Besten gab, welches die folgenden Verse enthielt:

Im Stadtpark, dem famosen,
Da heben bunte Rosen
Sich ab vom grünen Buchs.
In diesem Blumenleben
Seh'n wir die Wienerin schweben,
Umrauscht von Donauwogen,
Zum Lachen gern bereit.
Das Schöne und das Gute,
Es liegt bei ihr im Blute
Und wallt drin jederzeit.

Die Frage, wo der Stadtpark und wo die Donau ist, und die Feststellung, daß die Wienerin in diesem Blumenleben höchstens von den Wogen des Wienkanals umrauscht sein kann, wäre ein rationalistischer Einwand, der gegenüber der Lyrik immer unstatthaft ist. Nicht verschwiegen darf aber werden, daß der Reim auf Buchs, wiewohl er sich bei dem bekannten Wuchs der Wienerin von selbst ergeben hätte, leider verloren gegangen ist und das Poem mithin nicht so gut gebaut ist wie die Wienerin. »Ausgezogen«, hätte sie zuguterletzt auch die »Donauwogen« motiviert. Es ist umso bedauerlicher, als die Festgesellschaft in vorgerückter Stunde für die leiseste Anspielung auf etwas, was zum Anhalten ist, dankbar gewesen wäre, während sie den mehr metaphysischen Vorzügen der Wienerin, nämlich, daß das Schöne und das Gute drin jederzeit wallt, weniger Verständnis entgegenbrachte. Mindestens aber

hätten sich, da schon einmal mit Schiller begonnen wurde, als Abschluß des Gedichtes die Verse empfohlen: Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer — Gehn's weg, Sie Schlimmer! ... Es waren schöne Tage. Ganz Wien war auf den Beinen. Als die Concordia fünfzig Jahre alt wurde — das gefährliche Alter, in dem eine à tout prix von den Spitzen der Behörden befriedigt werden muß —, war das Aufsehen nicht halb so groß. Das ist erklärlich. So schreiben wie die von der Concordia kann jeder Mensch in Wien. Aber so malen wie die von der Künstlergenossenschaft — dazu muß man schließlich doch bei Griepenkerl studiert haben!

* * *

DER ANKLÄGER

»Mahler ist ein Beispiel dafür, wie viel Kraft sich versprüht, wenn sie vom Boden, vom Milieu fortgerissen wird. Da muß er von Ärzten, die ihm als fremd gegenüberstehen, *fremde Behandlungsmethoden* erdulden, bis ihn die rasche Entschlossenheit seiner Umgebung befreit. Dann diese Heimfahrt des Schwerkranken eine ganze Nacht und fast einen Tag hindurch in einem Waggon, der nicht für einen Kranken berechnet ist ... Ein Genie aus einem guten Staate ist nicht so den äußeren Zufällen des Lebens ausgesetzt. Es hat eine Heimat, in der es schaffen und sich regen kann. Jetzt, da es schon sehr spät, sucht man die früheren Sünden gutzumachen. Adressen und Wünsche für Genesung werden dem Kranken zugesendet, der sie wahrscheinlich nicht liest. Jetzt erinnert man sich, daß er unser war. Im übrigen muß zugestanden sein, daß alle, die dem Meister heute ihre ehrlichen Wünsche weihen, es empfunden und das Empfinden geäußert haben, daß man in Mahler einen Großen besitzt ... Nein, die jetzt seinem Leiden mit mehr als rein menschlicher Teilnahme zusehen, üben dabei keine heuchelnde Reue. Die anderen haben ihn vertrieben, die jetzt stumm sind und früher, da sein Genie in heller Blüte stand, laut sprachen, die ihr ganzes Kraftgefühl darin sehen, daß sie es wieder einmal zustande bringen, Osterreich ärmer zu machen. Osterreich hat jetzt die Ehre, daß Mahler sich mit seinen letzten Wünschen wieder dahin sehnte, daß er es betonte, wohin er gehört. Aber wahrlich, es hat nicht alles getan, um diese Ehre zu erlangen.«

Sagte das Neue Wiener Journal, nachdem es die Mahler—Hetze organisiert hatte.

* * *

KAISER JOSEF UND DIE BAHNWÄCHTERSTOCHTER

»Man mag oftmals mißvergnügt gegen Wien hadern, man mag in die Fremde ziehen, um schneller, emsiger zu leben, um seiner Tätigkeit breiteren Raum zu gewinnen, man mag in der Ferne klingenderen Lohn, lauterer Ruhm ernten, wer aber einmal mit dieser Stadt verbunden war, dessen Herz hängt ewig an ihr. Man mag ihr zürnen, aber man wird nicht aufhören, sie heimlich zu lieben. Überall anderswo in den modernen Großstädten lebt man gleich-

sam nur an der Oberfläche, man kann fortgeblasen werden, hierhin, dorthin; man vergißt und wird vergessen. Wer aber einmal zur vielgelästerten Wienerstadt gehört, der —

Der möcht' um jeden Preis hier sterben. Da kommen sie alle! Sie wissen, daß man das hier so schön kann.

Wien vergißt man nicht, und man wird auch nicht in Wien vergessen. Jetzt, da Gustav Mahler nach Wien heimkehrt, grüßen ihn alle Straßen und Plätze als alten Bekannten ...

Ja, jetzt tun sie's. Hiast.

... Gegen die Rampe des Frachtenbahnhofes gedrückt, steht ein simpler Bahnarbeiter, der zuweilen in der Hofoper beim Bühnenbau mithilft. Die anderen kleinen Bahndiener, die eifrig hin und wider laufen, wissen gar nicht, wer eigentlich der Kranke ist, den man jetzt auf der Sänfte in das Automobil schiebt, er aber hat Gustav Mahler oftmals gesehen, als dieser noch sein Direktor war. Betroffen blickt er ihm jetzt nach und wischt sich dann mit dem schmutzigen blauen Ärmel traurig die Augen.«

O mei!

* * *

DER NACHRUF

muß — das Handwerk bringt es mit sich — lange vor dem Tod geschrieben sein, damit er unmittelbar nach dem Tod erscheinen kann, und eine Zeitung, die ihn irrtümlich vor dem Tod erscheinen läßt, steht immer noch höher im Ansehen, als eine, die ihn nach dem Tod erst schreibt. Das Odium des Handwerks nehmen jene auf sich, die sich ihm ergeben. Die journalistischen Särge müssen vorher bestellt werden, und der Leser wartet nicht so lange wie der Totengräber. Wer jener Concordia angehören will, die die Leichen schneller bestattet, darf nicht vor der Vorstellung zurückbeben, daß er eines Tages genötigt sein könnte, sich hinzusetzen und in der einen Hand die Telephonmuschel dem Abonnenten zu antworten: Mahler geht's besser, und mit der andern zu schreiben: Mahler ist nicht mehr! Wer's nicht nötig hat, wird diesen Beruf nicht ergreifen. Verächtlich ist er in einer aufgeklärten Zeit so wenig wie der des Henkers. Soziale Notwendigkeiten sind eben notwendig. Verächtlich sind bloß jene, die sich freiwillig in den Dienst solcher stellen, die dafür bezahlt werden. Verächtlich sind Zuschauer einer Hinrichtung, die dem Henker bei seiner schweren und verantwortungsvollen Aufgabe beispringen. Verächtlich sind Hoftheaterdirektoren, die über Gustav Mahler, der am Donnerstag 11 Uhr 5 Minuten nachts gestorben ist, im Freitag—Morgenblatt der Neuen Freien Presse Nachrufe veröffentlichen. Die Hoftheaterbehörde frage unverzüglich die Herren Gregor und Berger, wie der Hergang war. Sie frage den Herrn Gregor, der die Disziplin der Theaterfremdheit hält und hier in Wien im Verkehr mit Schauspielernerven just die Ordnung herstellen will, die der Schutzmann vor der Oper nicht erzielen kann: wann er zwischen 11 Uhr 5 Minuten — vorausgesetzt, daß er den Tod Mahlers in derselben Minute erfuhr — und der Drucklegung des Morgenblatts den Satz niedergeschrieben hat: »Nun hat ihn ein unerbittliches Geschick hingestreckt!« Um wie viel Uhr er Betrachtungen über das Universum, über die Bezirke, wo unser Kausalitätsgesetz endet (ich glaube, es sind sämtliche Bezirke Groß—Wiens), angestellt hat. Wann er die von tiefer Bescheidenheit zeugende Erkenntnis ausgesprochen hat, daß wir da, wo Mahler war, jetzt eine Leere empfinden. Die Hof-

theaterbehörde frage den Herrn von Berger, der ja mit dem Betrieb der Neuen Freien Presse schon mehr vertraut ist, wie lange er in der Nacht, da Mahler starb, Zeit hatte, um den Metteur nicht aufsitzen zu lassen. Und wie sich das überhaupt abgespielt hat, als der Bote der Neuen Freien Presse nach Hietzing kam, den Burgtheaterdirektor weckte und dieser eine Erinnerung an Mahler niederschrieb, der einmal in Hamburg einer Aufführung des »Doppelselbstmord« beigewohnt hat. Man frage den Herrn von Berger, um wie viel Uhr er das aus dieser Erinnerung entsprungene Wort niedergeschrieben hat: »Und jetzt hat dieser Feuergeist in der heimatlichen Erde dauernd Ruhe gefunden«. In der Nacht seines Todes war Mahler noch nicht begraben. Aber vielleicht war, als Herr v. Berger aus Entgegenkommen für die Neue Freie Presse das Begräbnis veranstaltete, Mahler auch gar nicht gestorben. Wenn die beiden Hoftheaterdirektoren sich wecken ließen, um der Zeitung zu Willen zu sein, so ist das ein schöner Eifer, für den sie die vorgesetzte Behörde loben darf. Aber es besteht der dringende Verdacht, daß die beiden Herren den Tod Mahlers verschlafen haben und dafür schon früher ihre Pflicht erfüllt hatten. Das ist nun ein Punkt, über den selbst die Preßfreundlichkeit einer vorgesetzten Behörde nicht hinüberkönnen sollte. Es mag der Zeiten Schande sein und nicht individuelle Schuld, daß Hoftheaterdirektoren sich um Mitternacht wecken lassen, um für die Zeitung zu schreiben, anstatt sich nicht wecken zu lassen oder wenn es schon geschehen ist, den Ruhestörer hinauszwerfen und die Kondolenz auf den nächsten Tag zu verschieben. Aber es ist eine für das größte und dem Zeitungsgeist dienstbarste Gefühl unerträgliche, schändliche und entehrende Vorstellung, daß Hoftheaterdirektoren beim Tode Gustav Mahlers geschlafen und am Morgen aus ihren Nachrufen erfahren haben, daß er gestorben sei.

* * *

»UNSER RAUM

ist viel zu beschränkt« — sagte der Musikreferent, der im Neuen Wiener Tagblatt den Nachruf schrieb — »als daß wir uns über die Bedeutung des Komponisten Mahler des näheren verbreiten könnten.«

* * *

FÜR FRAUEN

ist jetzt eine gute Zeit. Sie sollen zum Leitartikel zugelassen werden, nachdem sie der Fesseln des Feuilletons überdrüssig geworden sind. Das ist die neueste Pest. Sie erscheint unter dem Titel: »Zustimmungen anlässlich des Artikels der Neuen Freien Presse gegen die Rede Hohenblums«. Ein Agrarier hatte von den Wiener Hausfrauen behauptet, sie seien deshalb gegen die landwirtschaftlichen Zölle, weil sie Geld ersparen wollten, um sich noch breitere Hüte anzuschaffen. Anstatt sich nun durch diesen Tadel geehrt zu fühlen, fühlten sie sich durch dieses Lob beleidigt. Und da die alte Neue Freie Presse, deren Reizen ein breiterer Hut nicht schaden könnte, ausrief: »Die Wiener Hausfrau der Mittelklasse ist unser Bestes« so gingen sie alle hin und schrieben Briefe an die Redaktion, die alle veröffentlicht wurden. Es war ihnen bestätigt worden, daß sie den ganzen Tag nichts anderes tun als »scheuern, waschen und putzen, bis alles von Reinlichkeit blinkt«. Sie berichtigten aber diese freundliche Meinung, indem sie bewiesen, daß sie auch den Leitartikel le-

sen. Hätten sie freilich genau gelesen, so wäre es ihnen aufgefallen, daß sich die liberale Meinung über die Wiener Hausfrau nicht zu weit von der agrarischen entfernt. Denn es steht geschrieben: »An der Seite ihres Gatten mag sie ein Vergnügen daran haben, zu gefallen, und sich vielleicht einen breiten Hut auf das hübsche Köpfchen setzen.« Eine derart unökonomische Koketterie, die Wert darauf legt, daß es an der Seite des Gatten geschehe, hat nicht einmal der agrarische Todfeind den Wiener Hausfrauen zugemutet. Trotzdem waren sie über ihn empört und hoch erfreut, der Neuen Freien Presse, die ihnen das hübsche Köpfchen verdreht und den breiten Hut zurecht gesetzt hatte, unter einem auch die Zustimmung zum Artikel gegen den Fürsten Schwarzenberg ausdrücken zu können. »Sie zeigen Ihr Blatt wieder in dem Glanze, den es im Kampfe gegen Greuter und gegen Hohenwart ausstrahlte, im Kampfe gegen klerikale Bevormundung und für das freisinnige Bürgertum der Städte«, schreibt eine, die gewiß keinen breiten Hut trägt.

»Die Professorsgattin Frau Leopoldine Pokorny«, sagt die Neue Freie Presse, »braucht dem Publikum nicht erst vorgestellt zu werden ... Ihre entschiedene und dabei so besonnene und weibliche Art hat eine so starke Wirkung gehabt, daß die Wellen, die von Krems ausgegangen sind, immer weitere Kreise ziehen«.

Was ist das? In welcher Welt spielt es? Ein Herr aus Trebitsch, der plötzlich unter den Staatsfrauen auftaucht, faßt sich kurz: »Ganz speziellen Dank für ausgezeichneten Leitartikel im heutigen Morgenblatt«. Eine gewisse Rosenberg ruft:

»Auch wir städtischen Frauen sind Amme, Kinderfrau und Dienstmädchen, wenn es nottut, aber wir sind auch die Trägerinnen jeder Kultur ... Und wir gehen — wirklich ja — auch gerne hübsch, wenn selbst einfach gekleidet, wir wollen einen netten, adretten Anblick bieten ... Auch für uns gilt das Wort des Dichters: 'Die schlecht'sten Früchte sind es nicht, woran die Wespen nagen!'«

Und acht Tage später tauchte die Rosenberg wieder im Leitartikel auf und rief: »Der Freiheit eine Gasse!« Diese Rosenberg ist das, was der Liberalismus dem Schwarzenberg entgegensustellen hat. Da kanns denn nicht fehlen. Und es kommt von überall Sukkurs. Die Kathi Tortaghian aus Konstantinopel — was es für Namen gibt, wenn einmal der Höllenschlund geöffnet ist! ¹ — schrieb: »Auch am Bosphorus ist die Neue Freie Presse gelesen und geachtet ... Ein Hoch der Neuen Freien Presse!« Ich glaube, daß dergleichen Dinge im Harem nicht möglich wären ... Als der Hosenrock in der Kärntnerstraße auftauchte, wurde er verhöhnt, angepöbelt, betastet. Und doch fügte er sich in die feministische Ordnung, ohne direkt unappetitlich zu sein. Das Weib im Leitartikel bleibt unbehelligt in Zeiten, wo die Männer das Feuilleton anhaben.

* * *

FÜR MÄNNER

aber ist es höchste Zeit, sich zu regen. Darum sind auch sie neuestens entschlossen, ihre Zustimmung zu einem Leitartikel auszudrücken. Und alle finden eine offene Tür bei der Neuen Freien Presse. Das Unglaubliche ist, daß

1 Du Guter, da solltest Du mal heute (2015) in Deutschland sein. Wie hier die ausgehungerten, dem Tode mit knapper Not entronnenen, mittellosen, völlig traumatisierten »Flüchtlinge« (man nennt diese **Asylbanditen** wirklich so!) heißen. Da sehnt man sich doch zum in-zwischen geschlossenen Höllenschlund zurück.

sich nie jemand in ihr getäuscht hat und daß sie selbst noch immer nicht auf die Vermutung gekommen ist, daß alle diese Zustimmungsschreiben von mir verfaßt sein könnten ¹. Ganz unwahrscheinlich ist zum Beispiel die Geschichte, die sich neulich zugetragen hat und die man betiteln könnte: Die Amsel und der Großindustrielle. Dieser, ein kaiserlicher Rat aus Salzburg, ist von einem Leitartikel ganz berauscht, das weiß man aber nicht gleich, sondern er beschreibt eine Frühlingsstimmung:

Es ist Sonntag! Ein herrlicher, warmer, köstlicher Frühlingstag. Ich sitze vor unserem Hause bei der Fabrik im Garten und genieße aufatmend die Ruhe des stillen erquickenden Nachmittags. Kein Telephongeklingel, keine Post, kein Gerassel, keine schnurrenden Räder ... nichts als Ruhe — göttliche, beglückende, wonnige Ruhe! Wie das wohltut! Gleichmäßig plätschernd murmelt leise der Fabriksbach. Auch er feiert, treibt keine Turbine. Üppiges Grün überall. In feuriger Pracht leuchtet der duftende Flieder. Drüben auf der hohen Tanne sitzt eine Amsel und flötet in dunklem warmen Alt ihr Feierlied. Ich lege die Zeitung beiseite und höre ihr zu.

Nun, das sind doch wenigstens andere Töne als »Der Freiheit eine Gasse«, wie die Weiber singen. Also nichts stört ihn, die Amsel singt, er hat die Zeitung weggelegt und hört ihr zu. Der Amsel. Wo bleibt aber die Zustimmung zum Leitartikel? Gerade darin ist sie. Sie braucht zunächst Stimmung, um dann das Eigentliche, das Politische zu sagen. Die Weiber gehn gradaus aufs Ziel, die kaiserlichen Räte sind von Natur weicher, lyrischer und kommen immer erst durch das Sonntagsfeuilleton zum rauhen Ernst des Lebens. Also die Amsel flötet auf der Tanne und er hört ihr zu. Was bewegt ihn?

und höre ihr zu. Zum so und sovielten Male habe ich eben Ihren »Offenen Brief an Seine Durchlaucht Adolf Josef Fürst Schwarzenberg« gelesen. Und heut an diesem stillen, sonnigen Ruhetag, ganz nur Ihren männlich kraftvollen, ehrlich flammenden Worten hingegeben, habe ich das unstillbare Verlangen ...

Er hat deshalb das Verlangen, weil im Abendblatt vom 13. d. zwar schon der Dank einer klugen, energischen Frau erwähnt war, aber nur flüchtig. Er hat die Empfindung,

daß Ihr sich exponierendes Eintreten für unsere gesetzlich festgelegte und verbürgte Freiheit, für unsere heiligsten Güter, ihre zündende Entrüstung, die sich vereint mit dem auflodernden Proteste ...

Nicht nur so im Vorübergehen darf das abgetan werden. Den Artikel hat ein Professor geschrieben, und das will etwas heißen —

Nicht nur so nebenher soll ein schnelles Wort der Anerkennung fallen, sondern ich glaube, daß Ihr bewunderungswürdiger Mut, hochverehrter Herr Professor, und Ihre aufrechte Gesinnung verdient, daß einer hinaustritt ins helle Sonnenlicht in aller Form und Ihnen dankt, heiß und innig dankt im Namen aller, denen Sie aus dem Herzen gesprochen! »Herrlich«, »Prächtig«, »Haben Sie den famosen Artikel gelesen?« usw. flogs wie ein Lauffeuer durch die Reihen der Freiheitlichen, als Ihr »Offener Brief« erschienen war ...

Der Tag hat so schön begonnen. Aber nun:

Wir gehen schweren Zeiten entgegen, Herr Professor. Schwarze, mächtige Wolken ziehen herauf. Mir graut vor der Zukunft. Aber

1 Das ist eine Warnung, s. Heft 326 # 01 »Der Blitz hat sie ... «

furchtlos und treu wollen wir uns um die Fahne der Freiheit scharen, ausharren im gerechten Kampfe, unentwegt vorwärts trachten, der Sonne entgegen ... Ihr sehr ergebener Hermann Gessele.

Die Rosenberg wird enttäuscht sein. Der Freiheit nur ein — Und da kann nicht einmal ein breiterer Hut durch!

* * *

ORGANISATION

der Schauspielerinnen, das ist, wenn es rechte Schauspielerinnen sind, wie eine Organisation der Ligusterschwärmer. Aber dem kühnen sozialpolitischen Gehirn, welches nicht ahnt, daß die Schauspielerin mehr Weib ist als der Schauspieler Mann, scheint alles möglich. Und es findet richtig einige Theaterbürgerinnen, die für seine Pläne reif sind. Damen, die auf der Bühne Salon-schlangen so darstellen, daß man ihnen ohneweiters die Fähigkeit zutraut, in einer Versammlung für Mutterschutz das große Wort zu führen. »Auch sie« verachten das »Laster«, aber wie ein gewiegter Soziologe wissen sie zu unterscheiden, »ob sich Verirrungen als Laster erweisen oder als Opfer wirtschaftlicher Schäden, wie sie alle Stände zeitigen und die von jeher jede Berufsgruppe unter sich bekämpft hat«. Wer würde denn gleich »den Bankierstand, den Advokatenstand, den Offiziersstand verachten, wenn der Bankier Krida macht, der Advokat Mündelgelder unterschlägt, der Offizier sich zu Spionagediensten hergibt?« Man sieht, die Schauspielerin von heute kann »argumentieren«. Die Wolter war es nicht imstande. Aber die Argumente taugen nicht; denn es ist keine Eigenschaft des Bankiertalents, Krida zu machen, es ist keine Naturanlage des Advokatenberufs, Mündelgelder zu unterschlagen, und es ist keine sympathische Notwendigkeit des Militärlebens, sich zu Spionagediensten herzugeben. Und es ist vor allem das traurige Stigma des Bürgergeistes, die Schrecken des außerehelichen Geschlechtsverkehrs mit Bildern aus der kriminellen Sphäre zu illustrieren. Und der Notschrei einer Schauspielerin über die »wuchernden Liaisons« wird von den Zeitungen mit Sperrdruck gelobt. Sie läßt höchstens die auf sentimentaler Grundlage beruhenden Liebesverhältnisse« gelten, aber »zahlende Verhältnisse« sind eine »Schädigung des ganzen Standes«. Und keiner wandte ein, daß doch die nichtzahlenden eine schwerere Schädigung seien. Aber daß selbst solche eine dem Wesen des Weibes, also der Schauspielerin organische Notwendigkeit seien, mit der Frauenrechtlerinnen beiderlei und keinerlei Geschlechtes kaum fertig werden dürften.

»Wie die moderne Jurisprudenz und Medizin«, sprach die Salondame, »sich immer mehr auf die Prophylaxis der Verbrechen und Krankheiten verlegt und nicht erst auf deren Bestrafung respektive Heilung, so sollen auch bei uns vor allem sanitäre Zustände in moralischer Beziehung geschaffen werden ... Sind diese Zustände einmal geregelt und zeigen sich dann noch moralische Exzesse, die über den allgemeinen Ehrbegriff hinausgehen, dann werfet meinewegen den ersten Stein auf die Schauspielerin.«

Aber es wird sich bis dahin hoffentlich herausstellen, daß mit dem allgemeinen Ehrbegriff nur sehr dürftige schauspielerische Leistungen erzielt werden können. Die Naturgewalt, die die Richtung ins Schneideratelier nimmt und gewiß nicht in den Verein weiblicher Bühnenangestellten, läßt sich selbst von der Aussicht nicht bange machen, daß die Direktoren künftig die Toiletten

beistellen. Es kann nicht schaden, daß man ihnen diese Last auferlegt, nicht weil dann die Moral beruhigt sein könnte, aber weil es unstatthaft ist, daß die Sorte selbst aus einem solchen Zustand Vorteil zieht, den sie nicht verschuldet hat. Doch die Bestrafung der Kuppler hat zum Glück keine abschreckende Wirkung auf die Prostitution. Das theater— und lebensferne Geschwätz der Sozialpolitiker aber vermehrt nur die Kopfschmerzen, die der heutige Tag dem Kulturmenschen bringt. In dem moralischen Zwielficht, in das die natürlichsten Dinge getaucht werden, muß jedes Wort, das da gesprochen wird, eine »zynische« Deutung finden, die immer noch lebendiger ist als der Trottelernst, mit dem es angehört wird. Eine zu oft genannte Frauenrechtlerin richtet »einen warmen Appell an die bürgerlichen Frauen, die Schuld, die sie durch Duldung solcher Verhältnisse auf sich geladen, von ihrer Seele zu wälzen«. Eine Provinzschauspielerin ruft, die Schauspielerin der Residenz habe eine Position: »in der Provinz hat sie nur Herrenverkehr, denn die Frauen meiden sie aus Angst, sie könnte ihnen den Gatten, den Sohn oder gar den Bräutigam rauben«. Deshalb verkehrt sie also nur mit diesen. »Sie haben uns gelehrt«, ruft eine Dame, die mit Recht dem »Bürgertheater« angehört, daß das Zusammenfassen aller Kräfte bei einer Organisation der erste und sicherste Schritt ist zur Bekämpfung der Verhältnisse, unter denen wir leiden.« »Das Leben des Weibes ist die Liebe«, sagt ein Schmock dazu und verlangt das Recht der Schauspielerin auf ehelichen Geschlechtsverkehr. Die Grausamkeit der Direktoren zwingt die Schauspielerin, sich das Ideal der »Gründung einer Familie« aus dem Kopf zu schlagen. Daß man dieses Ideal justament mit der Pflicht, vor tausend Leuten eine Salonschlange zu machen, vereinigen muß und nicht lieber gleich in einer Sphäre, wo man zur listigen Verstellung nicht gezwungen ist, betätigt, das geht den Frauenrechtlern nicht ein. Sie sehen nur das Recht und nicht das Talent zur Mutterschaft. Wenn die Schauspielerin schon keine Nonne ist, soll sie wenigstens eine Gattin sein. Sie sehen nur das Recht, nicht das Talent. So ist die Theatersozialität der schäbige Rest eines krepiereten Zeitalters. Das Leben, welches das Leben gefangen hatte, wurde ehemals auf der Bühne frei. Dort konnte es der Teufel holen. Jetzt wird es auch dort der Schinder holen.

* * *

WAS DIE POLIZEI ALLES ERLEBT

»(Salon Liechtner.) Vor einiger Zeit erschien die Kassierin Wilhelmine Grünfeld bei einem Polizeibeamten und fragte an, ob eine Frau Therese Liechtner befugt sei, in ihrer Wohnung galante Zusammenkünfte mit Herren und Damen zu veranstalten. Die polizeilichen Erhebungen führten dahin, daß gestern Therese Liechtner und Franziska Braumüller, welche die Grünfeld an die Liechtner empfohlen hatte, sich wegen Gelegenheitsmacherei vor dem Bezirksrichter Dr. Weiser (Leopoldstadt) zu verantworten hatten. Die Polizei behauptete, daß die Liechtner schon seit zehn Jahren einen Salon habe. Die 70jährige Liechtner, eine bisher unbescholtene Person, gestand, daß sie aus Not hie und da Zusammenkünfte in ihrer Wohnung zuließ. Eine Schneiderin gab an, daß sie bei der Angeklagten genäht habe und dort die Bekanntschaft eines Herrn durch Vermittlung der Liechtner machte. Der Richter verurteilte mit Berücksichtigung der Kränklichkeit der Angeklagten, ihres Alters und ihrer Notlage, sie zu einem Monat Arrest.«

Wem würde sich nicht der Magen umdrehen? ... Noch immer die übersichtliche Unterscheidung zwischen dem Unerlaubten das erlaubt, und dem Erlaubten, das unerlaubt ist. Eine ist siebzig und lebt in Armut, zehn Jahre aber hat sie schon einen Salon. Die Polizei weiß. Alle Beamten sind vollzählig versammelt und denken über den Fall nach. Stumpf brüten sie vor sich hin. Da naht die Kassierin Wilhelmine Grünfeld und fragt an, ob die Liechtner befugt sei. Obs denn nicht keine Gerechtigkeit in der Welt nicht gebe. Alles springt von den Sitzen auf. Galante Zusammenkünfte zwischen einer Schneiderin und einem Herrn — ah da schau her! Das gibt's nicht! Man erwischt eine kranke Abortfrau, die wahrscheinlich auf ihre alten Tage eingesehen hat, daß man von ungalanten Zusammenkünften schon gar nicht leben kann. Die Polizei aber — das muß man auch wieder zugeben — würde in Lethargie versinken, wens nicht manchmal so eine Aufmischung gäbe.

* * *

EINE RHETORISCHE FRAGE

»Der Referent für sittenpolizeiliche Agenden des Kommissariats Leopoldstadt hatte vorgestern abend im Saale des Hotel Bayerischer Hof, bei einer Schülerakademie einer Musik— und Gesangschule den Inspektionsdienst. Da bemerkte er an einem Tische eine elegant gekleidete Frauensperson, die ihm bekannt schien. Sollte es nicht die Person sein, die 1909 aus Wien auf zehn Jahre abgeschafft worden war, nämlich die 23jährige Anna Behensky, die damals unter sittenpolizeilicher Kontrolle stand?

Natürlich war sie es! — Es ist ein sehr angenehmes Zeitalter, in dem wir leben.

* * *

UNERHÖRTE ZUMUTUNGEN

Neulich ging mir die Wiener Redewendung »Tuns Ihnen nichts an!« durch den Kopf, und ich suchte lange nach einem Beispiel, auf das sie passen würde. Ich glaubte es gefunden zu haben, als ich die folgende Nachricht las:

»Universitätsprofessor Dr. Karl von Noorden, Vorstand der Ersten medizinischen Klinik, schreibt uns:

'In der 'Neuen Freien Presse' vom 5. März befand sich die Mitteilung, daß ich das Protektorat über ein von einer Dame in der Nähe Wiens gegründetes Rekonvaleszentenheim übernommen hätte. Von dieser Notiz habe ich, da ich im März verreist war, erst durch eine Zuschrift der Wiener Ärztekammer Kenntnis bekommen. Ich bitte zu konstatieren, daß ich der Mitteilung vom 5. März gänzlich fernstehe, daß ich erst aus der Zuschrift der Wiener Ärztekammer von der Existenz jenes Rekonvaleszentenheims Kenntnis erlangt habe, auch nie aufgefordert wurde, das Protektorat über dieses oder ein anderes derartiges Institut zu übernehmen; ich hätte auch unter jeder Bedingung die Annahme des Protektorats abgelehnt. Da die Annahme eines derartigen Protektorats sich mit der Würde eines Arztes nicht vereinigt, bin ich gezwungen, im Wege der Publizität die ganze Ange-

legenheit, soweit sie mich betrifft, als frei erfunden und den Tatsachen nicht entsprechend zu kennzeichnen.'«

Wenn ich dieses Beispiel nicht zufällig gefunden hätte, ich hätte extra eins erfinden müssen. Nämlich so:

In der Neuen Freien Presse jeden Datums befindet sich die Mitteilung der Namen meiner sämtlichen Patienten, die in einem im Cottage gelegenen Hotelsanatorium, dessen Protektorat ich inne habe, jeweils abgestiegen sind. Von diesen Notizen habe ich, wie wohl ich in Wien lebe, nicht einmal durch eine Zuschrift der Wiener Ärztekammer, geschweige denn durch eine vom Gremium der Hoteliers und Fremdenbeherberger Kenntnis bekommen. Ich bitte zu konstatieren, daß ich diesen Mitteilungen gänzlich fernstehe. Da die Publikation von Patientenlisten durch meinen Chef—Arzt und deren Duldung durch mich sich mit der Würde eines Arztes nicht vereinigt und die Publikation von Fremdenlisten in einem hierzu nicht bestimmten Organ sogar vom Standpunkt der Hotelierlehre als unlautere Konkurrenz verpönt ist, bin ich gezwungen, im ungewohnten Wege der Publizität die ganze Angelegenheit, soweit sie mich betrifft, als frei erfunden und den Tatsachen nicht entsprechend zu kennzeichnen.

* * *

DIE TRANSVESTITEN

sind Leute, deren Geschlecht sich in der Tracht des andern Geschlechtes wohl fühlt. Ein Berliner Arzt, dessen Spezialität es ist, die lebenden Minderwertigkeiten durch die historischen Genies zu entschuldigen und zu dessen ständigen Patienten Michelangelo, Shakespeare und Friedrich der Große gehören, hat ein Buch über die Transvestiten geschrieben. Was wird nun vollends aus dieser Wissenschaft, wenn sie in die Hände der Feuilletonisten gerät? Da gerät einer in meine Hände, der sich in der 'Zeit' bemüht, sich mit fremden Kompilationen zu schmücken, und dem es richtig gelingt, die Geschlechter durcheinanderzubringen. Die Wissenschaft ist ihrer Popularisatoren würdig; sie gehören in eine Miszelle. Was ist ein Transvestit? Einer, der Frauenkleider anzieht, also ein Homosexueller. Der erfreute Betrachter dieser Verwandlung aber ist kein Homosexueller und jedenfalls kein Transvestit. So wenig, wie der Besucher eines Strichmädchens ein Prostituirter ist. »Von Nero ist es bekannt« schreibt der Feuilletonist, der es gestern gelesen hat, »daß er seinen Lieblingssklaven Sporus als Kaiserin verkleiden ließ und ihn erst dann liebte. Das ist nun einer jener transvestitischen Wünsche.« Vermutlich hält auch die Wissenschaft, aus der der Feuilletonist schöpft, Neros Wunsch für einen Beweis des Tranvestitentums. Tatsächlich ist er die denkbar stärkste Betonung des eigenen Geschlechts, der männlichste Ausdruck geistiger Verantwortlichkeit, die nicht sich zum Weib macht, sondern den Mann zum Weib, die die Zone der Männlichkeit erweitert, indem sie die Grenzen des Weibseins erstreckt. Die Psychiatrie aber exkulpiert die nicht anders Könnenden mit Hilfe der alles Könnenden, die sie freilich, soweit sie nicht historische Beispiele sind, erbarmungslos der Kriminalität überläßt. Aber so seicht kann diese Wissenschaft gar nicht sein, daß sie nicht immer noch vom Journalismus mißverstanden werden könnte, und für manche zierliche Wendung, die in jenem Feuilleton steht, ist der Gelehrte gewiß nicht haftbar zu machen.

»Es ist wohl ganz klar, daß Menschen, die die Neigung haben, weibliche Kleider anzuziehen, eine starke feminine Komponente haben müssen. Viele von ihnen führen ein ganz merkwürdig wüstes und romantisches Abenteuerleben; es sind Frauen darunter, die als Matrosen unzählige Male ausgemustert wurden, als Heizer und Stewards durch die Meere fuhren. Es sind Männer darunter, die jahrelang als Kammermädchen lebten.«

Wenn unter jenen, die die Neigung haben, weibliche Kleider anzuziehen, Frauen sind, so ist der Fall von Transvestitismus nicht besonders kraß. Dagegen ist es kein Zweifel, daß unter jenen, die die Neigung haben, Hosen anzuziehen, Feuillettonisten vorkommen.

* * *

DIE BÜSTE

eines Herrn Pollack, der sich Verdienste erworben hat, sollte enthüllt werden. Zu dieser Feierlichkeit wurde das folgende Zirkular erlassen:

Gremium der Wiener Kaufmannschaft
IV/1, Schwarzenbergplatz 16.
Telephon Nr. 1843 (interurban); 4554.
Z. 2754/11.

Wien, am 3. Mai 1911

Euer Hochwohlgeboren
beeihre ich mich, im Auftrage des Herrn kaiserlichen Rates Leopold L. ... unter höflicher Bezugnahme auf die Einladung zu der Enthüllung der Büste des Herrn Präsidenten ergebenst mit Rücksicht auf eine Reihe von Anfragen mitzuteilen, *daß sich die Einladung zur Enthüllung der Büste auch auf die Damen der Herren bezieht*. Ich bitte Euer Hochwohlgeboren, hiervon gefälligst Kenntnis zu nehmen und zeichne mit dem Ausdrucke vorzüglicher Hochachtung

Gremium der Wiener Kaufmannschaft

* * *

EIN HEITERES GESCHICHTCHEN

wird von dem kürzlich verstorbenen Fürsten von Schaumburg—Lippe erzählt. In einem Tiroler Kurorte, wo er sich alljährlich aufhielt, vertrieb der Fürst sich die meiste Zeit des Tages damit, daß er dem Tennisspiel zuschaute ... Einer Dame, die sich zum Spiel verspätet hatte, ging der Fürst entgegen, grüßte sie höflich und sprach die Worte: 'Beeilen Sie sich, Frau Levysohn, Ihr Mann wartet schon eine halbe Stunde auf Sie!' Die Verwunderung der Frau Levysohn soll nicht gering gewesen sein.«

* * *

TIERISCH

sind die Rundfragen. Was sie im Alter von zwanzig bis fünfundzwanzig werden wollten, sollen die berühmten Leute der Zeit verraten, und sie tuns wirklich. Sogar Thomas Mann geniert sich nicht. Er läßt sich auch durch die Nach-

barschaft des Herrn Treumann nicht abhalten. »Ist es nicht das Recht der Jugend, von herrlichen und glänzenden Zielen zu träumen?« fragt die 'Zeit' und anstatt ihr einstimmig mit »Kusch« zu antworten und sie an die herrlichen und glänzenden Millionen zu erinnern, die sie in einem ziellosen Leben vergeudet hat, lassen sie sich mit ihr ein. Der Wunsch des Herrn Treumann war, in Salzburg engagiert zu werden: siehe da, er ward ihm erfüllt, und »wie es weiterging«, setzt er stolzbescheiden hinzu, »wissen viele«. Das Schicksal hat ihm die Gunst gewährt, auch an großstädtischen Bühnen Choristinnen mit Ohrfeigen bedrohen zu dürfen. Wie anders ein Götterliebhaber namens Kramer. Ursprünglich dem Kaufmannsstand bestimmt und Kommis in einem Exporthaus, wurde er später tatsächlich Bonvivant am Deutschen Volkstheater. »Ich wurde von Ferdinand Kracher unterrichtet, der zu meinem Vater wörtlich sagte: 'Talent hat er, ob etwas aus ihm wird, wissen die Götter'.« Was sagt man? Unglaublich! Später hat sich Direktor Löwe in Breslau bittere Vorwürfe gemacht. Die berühmte Naive Stella Hohenfels schreibt: »Was ich im Alter von 20 bis 25 Jahren, und schon viel früher, habe werden wollen, das bin ich geworden und bin es noch heute. Erfahrungen, die mich zum Abweichen von meiner Laufbahn hätten bringen können, habe ich erst dann gemacht, als ich mein Ziel längst erreicht hatte.« Dagegen hat sich der Freiherr v. Gleichen—Rußwurm weiter keine Pläne entworfen. Nur eines schwebte ihm schon im Alter zwischen 20 bis 25 vor: der Urenkel Schillers zu werden; und er hats erreicht.

* * *

DIE SPHINX VON THEBEN

»Das männliche Volk von Theben, das bei den Aufführungen des 'König Oedipus' im Zirkus Busch von der Wiener Studentenschaft beige stellt wird, murrte und droht, in einen Streik zu treten. In den letzten Tagen fanden zwischen Direktor Reinhardt und der Studentenschaft wiederholte Verhandlungen statt, die auf Fixierung der Ansprüche der Studenten und Ersatz der Barauslagen abzielten. Zuerst versprach Reinhardt den Akademikern, 'sich zu revanchieren', und als diese auf einer präziseren Formulierung dieses Versprechens bestanden, gab der Direktor einer Deputation die Zusage, er werde 1250 Kronen für den Studentenunterstützungsverein widmen. Dafür sollte sich die Studentenschaft verpflichten, allabendlich 150 Mann zur Verfügung zu stellen. Weil jedoch angeblich der Chor von Abend zu Abend immer mehr zusam-

»Daß zwischen der Direktion und der Studentenschaft, welche bei den Vorstellungen des 'König Ödipus' mitwirkt, Differenzen finanzieller Natur bestehen, ist nicht zutreffend. Die Direktion hat sich aus eigenem Antrieb erbötig gemacht, für einen studentischen Fonds den Betrag von 1250 K zu widmen. Als die Wortführer der Studenten darauf den Einwand erhoben, daß die Akademiker an der hiesigen Universität national und sozial zu stark gespalten seien, als daß der Betrag einem einheitlichen Zwecke zugeführt werden könnte, erklärte sich die Direktion bereit, die mitwirkenden Studenten zu honorieren oder einen Betrag für einen Zweck zu widmen, den die Studenten namhaft machen sollen. Diese nahmen die Mitteilungen, die Regisseur Held machte, mit großer Befriedigung zur Kenntnis, und zur allgemeinen Heiterkeit antwortete

menschmolz, suchte Direktor Reinhardt die Studenten dadurch an sich zu 'fesseln', daß er jedem Herrn pro Abend durch Oberregisseur Held ein Honorar von — — einer Krone offerierte. Ein Teil der Studentenschaft faßte dieses Anbot als persönliche Beleidigung auf und gestern wurde bereits von Arbeitseinstellung gesprochen. Die Berliner Unternehmung hat bereits, wie eine Lokal-korrespondenz meldet, durch Heranziehung einer großen Anzahl von Schauspielschülern Ersatz gefunden.«

einer der versammelten Thebaner mit einem Zitat aus 'König Oedipus': 'Du hast ein gutes Wort gesprochen'. Allerdings ist dann ein Teil der bisher mitwirkenden Studenten den Vorstellungen ferngeblieben, aber es melden sich jeden Abend so viel neue Akademiker, daß, auch wenn die Reihen der Thebaner schon vollständig gefüllt sind, noch ein großer Teil der akademischen Bewerber zurückgewiesen werden muß. Jedenfalls werden durch den geringfügigen Vorfall die Vorstellungen in keiner Weise berührt, um so mehr, als eine Mißstimmung unter den Studenten durchaus nicht zu bemerken ist.«

Des Rätsels Lösung: Aus Studenten sollen Individualitäten werden, Masse kann Herr Reinhardt auch aus Dienstmännern bilden.

* * *

EIN REGIEFEHLER

ist bei der Reinhardtschen Aufführung des Hofmannsthalschen Oedipus doch unterlaufen. Die Darsteller — es waren eben Berliner — sprachen den Namen Lajosch immer »Laios« aus.

* * *

EIN SHAKESPEARE 60 HP

In der Fülle der Ereignisse, die der Winter dieses Mißvergnügens gebracht hat, ist zwar die von Herrn Ferdinand Bonn veranstaltete Richard—III.—Vorstellung, aber nicht seine Ansprache an das Publikum beachtet worden. Sie enthielt den Satz:

» ... Zum ersten Male standen Künstler der Bühne und des Zirkus Hand in Hand, um dieses männliche Werk Shakespeares in dem ritterlichen *Geist, in dem es gedacht ist, in der vollen Kraft der Pferde* und der eisenrasselnden Ritter so zu verwirklichen, wie es die Bühne allein nimmermehr imstande ist ... «

* * *

SYMBOLISCHE REPARATUREN

werden jetzt im Burgtheater vorgenommen. Der gläubige Geist, der das Übel durch Besprechen zu heilen glaubte, hat sich zur Tat aufgerafft. Er entfernte den Punkt, der auf dem Theaterzettel hinter dem Wort Burgtheater stand, und hoffte, nun werde der Schlußpunkt der Burgtheaterherrlichkeit beseitigt sein.

Die Sommerferien aber werden zu einer einschneidenden Reform benützt werden. Zwei Stufen, die vom Direktionszimmer zur Stiege führen und über die man leichter hinauf als hinunter kommt, sollen beseitigt werden. Da die Zukunft im Ungewissen liegt, will man für alle Fälle Vorkehrungen treffen. Diese Reparatur ist eine interne Angelegenheit und wird auf die Frequenz der Stiegen, die das Publikum benützt, keinen Einfluß haben. Es war ein verhängnisvoller Fehler, daß man bisher bei der Benützung der beiden Stufen so viel Vorsicht angewandt hat. So konnte es zum Beispiel geschehen, daß der Mann, der das Burgtheater erbaut hatte, sie nie betreten hat! Ihm war es bloß um die Akustik zu tun. Da man aber von vielen Plätzen den Souffleur überhaupt nicht hört, so beginnt sich das Obersthofmeisteramt Vorwürfe zu machen, und spät genug ringt sich die Erkenntnis durch, daß man beim Bau des Burgtheaters Millionen hätte ersparen können, wenn man statt ihrer den Baumeister hinausgeworfen hätte. Immerhin läßt sich, was man an ihm versäumt hat, an manchem Direktor noch gut machen. Indem die Hoftheaterbehörde die Beseitigung der beiden Stufen bewilligt hat, ist sie dem Publikum um zwei Schritte entgegengekommen. Wie verlautet, soll auch ventiliert worden sein, ob nicht das Signal der Wagenrufer am Schluß der Vorstellung: Aus is —! abzuschaffen wäre, da es den Direktor nervös macht und im Publikum zu übertriebenen Gerüchten Anlaß gibt. Doch ist man davon mit der berechtigten Erwägung abgekommen, daß man die letzte Einrichtung, die das Burgtheater noch mit der Tradition verbindet, nicht beseitigen dürfe.

* * *

WENN MAN SO

die Parallelstellen sieht, die der Autor von »Glaube und Heimat« zur Widerlegung veröffentlicht hat, dann sieht man, wie unsinnig der Vorwurf des Plagiats war. Selbst ich, der »Glaube und Heimat« nicht kennt — das klingt heute wie die Selbstanklage eines, der weder Glaube noch Heimat kennt —, bin jetzt vollständig aufgeklärt — das klingt wieder wie das Bekenntnis eines, in dem schon die Tendenz des Werkes Wurzel gefaßt hat; man kann sich vor dieser Sensation in kein banales Wort mehr retten, sie erreicht einen auch dort — kurzum ich bin über den originalen Charakter der Dichtung vollständig beruhigt und zweifle keinen Augenblick. Nur fesselt mich in dieser Gegenüberstellung etwas anderes als die tote Gewißheit, daß, wenn Schönherr und Handel —Mazetti dasselbe tun, es nicht dasselbe ist. Mich interessiert nur das, was links steht, das Liberalgeistige, und da habe ich doch »Glaube und Heimat« einigermaßen kennengelernt. Mindestens ist mein Vorurteil, das nicht stark genug war, fremdem Urteil den Raum der Fackel zu versagen, jetzt erheblich gekräftigt. Gegen die Vertreter der Unkraft, die sich hierzulande breit und bodenständig machen und über die ich schon ein Urteil hatte, einen auszuspielen, der mindestens solcher Unkraft nicht fähig ist, schien mir nützlich. Mein Mißtrauen aber gegen ein Schrifttum, das Kraft gewinnt, wenn es statt »Blut ist kein Wasser« »Bluet ist kein Wasser« sagt, war vorhanden. Nun habe ich die Parallelstellen gelesen. Auch eine Zeile kann genügen, um zu erkennen, daß Tirol zwar einen Andreas Hofer, aber keinen Gerhart Hauptmann hervorgebracht hat. Es ist mein Glaube, daß es die Heimat ist, was wie Kunst aussieht. Von Plagiat keine Spur. Aber der Autor von »Glaube und Heimat« gibt zu, daß er die dramatische Anweisung geschrieben hat: »Haut in wild aufblühendem Heimatsweh die Axt mit einem wuchtigen Hieb usw.« Das genügt mir. Was der Dialekt nicht besorgt, muß die Randbemerkung besorgen. Ein

Dichter würde sagen: »Haut die Axt mit einem wuchtigen Hieb usw.« und das wild auflodernde Heimatsweh durch die Gestalt beweisen. Der Heimatsdichter setzt den Glauben voraus.

* * *

DISTANZEN

Der Bartsch, der mit Vorliebe im Neuen Wiener Tagblatt laicht, hat schon deshalb seine Feinschmecker, weil man an die Karpfen, die dort vorkommen, allzulange gewöhnt ist. Ich kann mir aber nicht helfen, mir erscheint Graz für dichterische Keime noch ungeeigneter als Linz, von Wien nicht zu reden und ganz abgesehen davon, daß ich neuestens sogar gegen Innsbruck mißtrauisch bin. Um aber auf besagten Bartsch zurückzukommen, so glaube ich, daß er zu jenen österreichischen Autoren gehört, die ihren Ruhm der Notwendigkeit verdanken, daß Österreich wieder einen Dichter hat, und die entweder an ihrer Geburt sterben oder ihren Tod nicht überleben. Nun, man wird doch da sehen — heißt es in den Stücken jener »Budapester Orpheumgesellschaft«, die nicht nur in den Leistungen der Herren Eisenbach und Rott das einzige reelle Theatervergnügen bietet, das Wien nach Girardi heute zu bieten hat, sondern die auch als das einzige künstlerische Abbild einer Kulturformation, welches heute auf einem Podium gezeigt wird, mit allem Unflat alles überbietet, was die Theater— oder Taschenspielererei der Berger und Reinhardt imstande ist. Um aber auf besagten Bartsch zurückzukommen, so ist kürzlich im Neuen Wiener Tagblatt dem Adalbert Stifter die Ehre des folgenden Satzes widerfahren:

Dieses kleine Buch von den Wienern hat keiner geschrieben, dessen Stamm tief im Donauufer wurzelt, keiner, der die Kraft und den Mut hatte, die Totalität einer Stadt, ihre ganze soziale und künstlerische Unendlichkeit, restlos in sich aufzunehmen. *Kein Rudolf Hans Bartsch und kein Emile Zola. Aber doch ein Dichter. Adalbert Stifter hat ...*

Er mag sich trösten, und wenn er sogar, wie der Kritiker ferner meint, an die Meister des Wiener Feuilletons nicht heranreicht, so ist er doch ein Dichter. Shakespeare hat noch keinen Tröster gefunden. In einer Zeit, wo so viele Personen im »Medardus« vorkommen, wäre es wohl anständig, ihm zu sagen, daß er doch ein Dramatiker ist. Um aber auf besagten Bartsch zurückzukommen, so glaube ich, daß zwölf aus der Steiermark auf ein Dutzend gehen.

* * *

EIN SATZ

des Herrn Paul Goldmann:

Man kann den zweiten Teil des »Faust« wohl nur so verstehen, daß Faust, der im ersten Teil das Glück vergebens im Genießen gesucht hat, es nun im zweiten Teil durch Handeln zu finden sich bemüht, bis ihm endlich die tiefe Wahrheit aufgeht, daß das Genießen nicht zum Glücke führt und daß das Handeln zwar dem Glücke näher, aber doch auch nicht ans Ziel bringt, weil eben dieses ersehnte Ziel des Glückes überhaupt unerreichbar ist, weil der Mensch immer nur nach Glück zu streben, niemals glücklich zu

werden oder vielmehr es nur dann zu werden vermag, wenn er, indem er durch tüchtiges Handeln glücklich zu werden strebt, bereits im Streben nach dem Glück das Glück findet.

Der Worte sind genug gewechselt — nichts zu handeln? Weil man, wenn man, indem man so etwas liest, unwillkürlich ins Genießen kommt, nicht genug bekommen kann, so besteht das Glück darin, daß man bloß danach strebt, es zu Ende zu lesen und bereits im Streben nach dem Ende das Ende findet, was aber vor allem für die Leute gilt, die nicht viel Zeit haben, weil sie, wenn sie, indem sie durch tüchtiges Handeln glücklich zu werden verstehen, Geschäftsleute sind, etwas besseres zu tun haben, während der Mensch, was kommt arm auf der Welt, ist besser man hackt ihm gleich den Kopf ab.

* * *

DER IM GRUNEWALD

scheint Selbstmordabsichten zu haben. Der ewigen Vorwürfe überdrüssig, daß seine Advokaten nicht dichten können, griff er zu Goethe und füllte seine Hefte mit Lyrik, von der er behauptete, sie sei die Arbeit eines von hemmungloser Reimwut — oder so ähnlich — befallenen Stümpers. Er stehe Goethe hochachtungsvoll gegenüber, aber zuweilen — Nun, ist es schon an und für sich eine Lumperei, die Augenblicke, in denen selbst Homer schläft, zu einem Überfall ausnützen zu wollen, so wird sie auch noch zur Dummheit, wenn sich herausstellt, daß Homer gerade in diesen Augenblicken gewacht hat, und die Empörung weicht einem homerischen Gelächter. Darüber Worte zu verlieren, daß Goethe im flüchtigsten Nebenbei ein größerer Lyriker ist als Suse in der Hauptsache, hieße Athenes Vögel in die Griechenstadt tragen. Blicke nur noch die Möglichkeit, daß er in seinen tüchtigsten Momenten sich dichterisch nicht so zusammengenommen hat wie Herr Harden, oder von der Farbenlehre nicht so viel verstanden hat. Oder die andere Möglichkeit, daß dieser jenem die Zeichnung des Wagner im »Faust« noch immer nachträgt. Wie dem auch sei, es bleibt für den ethischen Stand der deutschen Literatur charakteristisch, daß Enqueten für gekränkte Nullen wie Kerr und Harden über Nacht erstehen, während sich kein Grüppchen der von der Muse Begnadeten erhebt, wenn ein Zeitungsmensch es gewagt hat, an Goethe zum Beweise von dessen Minderwertigkeit Honorar zu ersparen. Mit oberlehrerhafter Pünktlichkeit ist Herr Harden auf den sprachlich stärksten Satz des »Faust«, den jeder deutsche Literaturphilister schon benagt hat, hereingefallen: »Ein großer Kahn ist im Begriffe auf dem Kanale hier zu sein.« Das gefällt ihm nicht. Das ist ihm, versteht sich, nicht einfach genug. Zu unbeholfen. Er würde vielleicht sagen: »Ein großes Schiff kommt«? Mit nichten, noch einfacher: »Ein im Riesenmaß gebautes Wandelwasserfahrzeug (ahmt es den Stevenputz nicht der gondola, in der der Venetianerdoge sich der Meerbraut band?) wird, wenn nicht das Aug des Türmers, des in die schwerste Entfernungrechnung gewöhnten, unser Hoffen, das oft Getrogene, mit einem Wahnbild narrt, mählich, von einem starken Lenkerwillen dem Sichtpunkt genähert, in der Rinne hier das Sonnensegel entspannen.«

* * *

ist eine Bezeichnung, die zu den unverlierbaren Privilegien des Franz—Josefs—Kai gehört. Es ist der ortsübliche Ausdruck einer Lebensbetrachtung, die das Werk nicht nach dem Mann, sondern den Mann nach der Ware bezeichnet. Er bezeugt die unselige Popularität, die ein grinsendes Wien verleiht, welches die Individualität auf hundert Schritte herausfindet und wie das Mutteraug unter allen Schlesingers den Paprika—Schlesinger sogleich erkannt hat. Wenn im herbstlichen Ischl Regenfluten die Kanaille weggeschwemmt haben und man endlich hofft, von Blicken unbetastet seiner Wege gehen zu können, zischt noch aus der Konditorei wie die Natter aus dem Gebüsch das Aviso: Mama der Fackelkraus! Und es sagen's aller Orten die Jourbesucher. Aber die Gefahr, die so bezeichnet wird, fühlt sich durch die Furcht bedroht, durch die Aufmerksamkeit erschreckt und möchte Ruhe haben. Weiß Gott, ich wünsche jedem, der's ausspricht, die Angina an den Hals. Oder zum wenigsten, daß alle diese glotzenden Spaziergänger, die vom Aug in den Mund leben, einmal zusammen auf den Potsdamer Platz getrieben würden. In Berlin, wo die Nullen sich nicht vor den Einser stellen, sorgt die heilige Regel dafür, daß man auf der Straße ein Privatmann bleibt. Eine trostlose Ausnahme bilden nur jene Berliner, die durch vorübergehenden Aufenthalt in Wien aus den Scharnieren geraten sind. Zum Beispiel Herr Paul Schlenther, der hier sogar mehrere Jahre lang das Burgtheater geleitet hat und wiewohl ihm Herr v. Berger auf dem Fuße gefolgt ist, kein gutes Andenken hinterläßt. Aber mit wahren Bedauern sah man, daß er nach der Glanzperiode des Löwenbräus in Berlin als Theaterkritiker frisch angeschlagen wurde. Als solcher nun begann er kürzlich ein Referat mit den folgenden Worten :

Schon vor mehreren Jahren machte in Wien der kleine »Fackel—Krauß« in einer der positiven Anwandlungen seines verneinenden Geistes den Versuch, Frank Wedekinds zweite Lulutragödie »Die Büchse der Pandora« auf die Bühne zu bringen. Es geschah sogar mit Hilfe von Hoftheatermitgliedern ...

Das ist richtig. Vielleicht erinnert sich sogar Frank Wedekind an diese Aufführung. Was nun die Kontrastierung der Kleinheit des Veranstalters und der Größe des Wagnisses betrifft, so ist es Geschmacksache, ob es nicht in solchen Dingen ausschließlich auf den Erfolg ankommt, und ob nicht das Mißverhältnis zwischen Herrn Schlenther und einem Dezennium Burgtheatergeschichte krasser ist. Was aber die Ornamentierung und Orthographie meines Namens anlangt, so ist zu sagen, daß ich solche Scherze nicht liebe. Gewiß, der dicke Burgtheaterschlender hat sich damals, als er seinen Schauspielern die Erlaubnis zur Mitwirkung an den beiden Abenden der »Büchse der Pandora« erteilte, sein Verdienst um die moderne dramatische Literatur erworben. Gebe ich dies aber auch mit meinem Danke zu, so berechtigt es den Mann noch zu keiner Intimität. Wir sind nie beisammen im Löwenbräu gesessen und obschon er ein alter Leser der Fackel ist, so haben wir doch nie mitsammen die Schweine gehütet, sondern er weiß, daß ich es im Umkreis der Wiener Presse ganz allein besorgt habe und ihm oft zur stillen Freude. Was soll das also! Der Mann weiß ganz genau, wie mein Name geschrieben wird. Er ahme nicht die Nonchalance der literarhistorischen Sippe nach, die wenn sie schon einmal so tut, als ob sie mich nicht kannte, den Lehrerwitz macht, meiner Schärfe mit einem scharfen ß gerecht zu werden. Es ist kleinlich von mir, aber ich wünsche das nicht, lieber Schlenther. Wir wollen uns in hundert Jahren wieder sprechen, lieber Schlenther. Wir wollen sehen, wers länger aushält.

Hofrat werde ich bis dahin bestimmt nicht. Auch wird es von mir nicht heißen, daß ich zwar alle möglichen Mängel hatte, aber doch ein gemütliches Huhn war. Und dennoch fürchte ich, daß man dann den richtigen Schlenther, wie wohl es sicher nur einen des Namens gibt, aus der Menge von Stammgästen nicht herausfinden wird, wenigstens solange nicht, bis jemand erklärt, er meine ja den dicken Löwenbräu—Schlemmter. Während es bei mir, der zeitlebens bloß sich satt gespottet und das Blut seiner Feinde getrunken hat, näherer Hinweise nicht bedürfen wird.

* * *

IN EINEM EINZIGEN FALL

soll man den Gaffern recht geben. Wenn sie nämlich eines Mannes habhaft werden, der ein Biedermeierkostüm trägt. Es genügt auch ein Überzieher, der hinten eine schöne Zeichnung hat. Es genügt auch der Tailleurrock mit zwei Knöpfen, in dem der liebe Lebemann als Püppchen wirkt. Es genügt auch ein schwarzer Vollbart mit roten Backen. Solches Ungeziefer mag als bewußte Behelligung der Menschheit Anstoß erregen. Wenn es aber gar reformerische Absichten hat, dann sollte es keinen Pardon geben. Es besteht tatsächlich die Gefahr, daß die Herrenmode den »Künstlern« ausgeliefert wird und daß der enorme Schönheitsdurst, den sie in ihren Bildern nicht aufbrauchen können, an einem neuen Überzieher Befriedigung findet. Ein Blatt hat bereits bei einigen Malermeistern angefragt, wie sie sich zu dem Problem stellen. Einer hat geantwortet:

»Daß die Herrenmode von heute unmalerisch und unkünstlerisch ist, bedarf keiner langen Beweisführung. Ich glaube, daß es niemals anders wird. Es fehlt den Männern an Initiative, vielleicht auch an der Lust, Anlaß zu verständnislosem Humor zu geben. Ich erinnere bloß an die Versuche, die geblümete Weste einzuführen. Was gab es da für ein Hallo, als man Träger dieser neuen Mode auf der Straße sah. Ein Freund versuchte jüngst in einem Rock, *etwa in der Biedermeiermanier*, mit mir die Straße zu betreten. Wir mußten auf halbem Weg haltmachen, weil wir es vorzogen, den Versuch bleiben zu lassen, als einen Haufen von Gaffern zu unseren Begleitern zu haben. Um zu resümieren: Wir sind heute auf der Suche nach einem neuen Stil in unserer Kleidung. Wir haben ihn noch nicht. Wollen sehen, ob, wenn und wann wir ihn finden.«

Hoffentlich nie! Denn ein unmalerischer Überzieher ist unter Umständen schöner als ein malerisches Gemälde. Der Schöpfer eines solchen sollte auf halbem Wege haltmachen. Der Besitzer eines Biedermeierkostüms traue sich überhaupt nicht aus dem Haus. Die Straße gehört dem Verkehr. Ich warne Biedermeier.

* * *

EIN FIEBERTRAUM

— kein Zeitungsbericht. Der Männergesangverein in Rom. Flackernd sucht mein Blick das Gräßliche. Empfang auf dem Kapitol — meinerwegen. Besuch im Vatikan — es sei. Das Hallodri—Quartett im Mausoleum des Augustus — habeat sibi. Aber da — oh — Nachtkonzert — im — — Kolosseum! ... Stand Ca-

racalla nicht auf? Und winkte er nicht seinen Bestien, deren Gebrüll durch die Jahrtausende tönt, feierlicher als der Gesang der Rechnungsräte? Erbleichte der Mond nicht? Zog er sich nicht zurück? Saß die Kaiserin nicht auf ihrem Sitz, ihn vor Entweihung durch die Frau Hadrawa zu schützen? Und du, unerforschliche Vorsehung, ließest es zu, daß sich Herr Dworatschek zwischen den Trümmern schlängelte, und daß es, als sich Herr Ackerl in die Arena legte und unter der Leitung des Chorleiters Keldorfer Storchs »Nachtzauber« ertönte, »einen unbeschreiblich magischen Eindruck machte«? Oh du würdeloser Weltgeist, wie ließest du das geschehen! Wo war denn dein Reibsackl? Nimmermehr wird ein Romsucher seinen Fuß in dies geschändete Heiligtum setzen. Denn hier, wo die Vergangenheit mit Jahrlegionen in die Mondnacht einzubrechen schien, wird die Stille nicht mehr nur mit den Stimmen wilder Tiere zu uns reden — hier stand im Halbkreis der Wiener Männergesangverein! Und die Italiener — nicht Römer waren es — riefen—. »bis, bis!« Das tun sie immer. Stünde Heliogabalus auf, er müßte zugeben: Das Maiprogramm hat dem Kolosseum einen vollen Erfolg gebracht ... Ach wäre der Bericht hier zu Ende! Sie haben in der Weimarer Fürstengruft gesungen; wo immer ein Denkmal irdischer Größe steht — sie werden davor singen. Das Leben will es. Oh daß der Bericht hier zu Ende wäre! Aber nun entsetze sich, wer Menschengräuel überwunden hat, staune, wer dem Triumph des Philisters über Länder und Meere, der Macht des Hausmeisters über Raum und Zeit eine Grenze gewußt hat, erstarre, wer geglaubt hat, ein Gesangsverein im Kolosseum sei das letzte der Wunder. Denn hier — schließt euer Ohr Wände der Ewigkeit, verstumme Echo, erblinde strahlendes Auge der Nacht — hier deklamierte zum Schlusse Vereinsmitglied Rezitator Weiser ein Bruchstück aus dem »Tod des Tiberius«. »Jedes Wort war in dem weiten Raume deutlich vernehmbar. Es waren unvergeßliche Impressionen, unter denen die Wiener am ersten Abend in Rom standen.« — Oh du gerechter Gott im Himmel, wenn du mir noch Atem gibst, hienieden zu sein; wenn es noch Gebot ist, unter den Menschen zu leben, und nicht Pestilenz und Krieg kommt als Strafe solcher Taten, so gib Rat, wie man in der Lage sich verhalten soll, um nicht schuldig zu sein, wenn man dereinst vor deinem hohen Richtersitz bekennen muß: Auch ich war ein Wiener!

Die Wissenschaft und der einzelne Mensch

Von L. E. Tesar

»Wie trivial es auch klingt,
aber schließlich ist in allen
Dingen des Lebens nur eine
negative Eigenschaft nötig:
nicht lügen.«

Tolstoi an Strachow

Die Wissenschaft nennt ihr eigen, was *vielen* gemeinsam ist. Das Individuum empfindet in ihr als *bewußter* Teil einer Summe. Der Wissenschaftliche genügt sich selbst nicht. Er beschneidet seine Gefühle zum Nutzen einer allgemeinen Ökonomie und betrachtet den persönlichsten Teil in seinen Empfindungen, weil der Nachbar dessen nicht teilhaft werden kann, als eine schädli-

che, zu überwindende Ausgeburt seiner Phantasie, als eine unnützliche Hemmnis des »allgemeinen Fortschrittes«.

Die Wissenschaft bezeichnet die Welt als »einen Haufen Empfindungen« und sich selbst als das System zur öffentlichen Orientierung in diesem Haufen. Sie löst den Einzelnen, der die Welt nur als »seine« Empfindung kennt, zu einem bloß von ungefähr zusammengetriebenen Häufchen von Empfindungen auf und konstatiert dessen geistiges Sondersein als einen Rest barbarischer Rohheit innerhalb eines wohlgegliederten Ganzen. Die wissenschaftliche Epoche ist sozial. In ihr gilt nur der von der Menge Assimilierbare. Sie ist nicht zu selten verbunden mit einer Blüte des Kastenwesens. Dem gesellschaftlichen Verbands ist die Wissenschaft notwendig. Sie ist ein bequemes Verkehrsmittel seiner Teilnehmer und sein Schutz gegen die Gefahr, die ihm von seiten außergesellschaftlicher Elemente drohen. Wer der Gesellschaft die Wissenschaft rauben könnte, würde in sie den Tod träufeln.

Die Bedingung ihres erfolgreichen Betriebes ist der Verzicht auf den selbständigen Willensimpuls. Sie hat das System und dieses kann den Streit nicht vertragen; es braucht den Verkehr, welchen Satzungen regeln und mildern.

Ihre Bekenner sprechen niemals mit eigenen Worten, immer mit solchen, die auch ihren Genossen gehören könnten. Sie bilden zwei Parteien. Die einen nennen die Naturgesetze »Erklärungen« der Erscheinungen, die anderen deren »zusammenfassende Beschreibungen«. Jene entwerfen das Ich zu einer Dinglichkeit, gleichberechtigt den beobachteten, außer—ich—lichen Gegenständen und gleichgültig wie sie. Das Ich wird eine Verlegenheit. Diese schalten das Ich aus durch seine Definition als »Summe von Bewußtseinsinhalten«. Das Ich wird eine Hypothese. In beiden Fällen ist es unnötig. Damit hat der Mensch als Einzelner aufgehört.

Darum ist das Genie Gegner der Wissenschaft. Das betonte schon Schopenhauer. Es kennt wohl den Ich—Verzicht wissenschaftlicher Stunden, bleibt aber in der Gruppenscheinung Fremdling. Es gibt kein soziales Genie. Nur sein Werk kann sozial gewertet werden und wird es auch. Dem Genie sind die Tage Ruhepausen zwischen den Nächten; der Gruppenbestandteil darf nicht einsam sein, er schläft in den Nächten. Er muß sich befleißigen, möglichst viel von den Begriffen zu wissen, die er mit anderen teilen kann.

Bekümmert sich der einzelne Mensch nicht um das historisch Tatsächliche, weil er das Lebendige der früheren Jahre in sich trägt und nach Belieben daraus zu schöpfen vermag, so muß der wissenschaftlich Bemühte nach der Kenntnis der gewesenen Meinungen trachten. Er fragt die anderen und liebt das Zitat. Des Formzwanges der Leidenschaft ohnmächtig, vermeidet er sie durch die Zahl. Er wertet diese nicht als Symbol, nur als Ordnungsziffer. Fremd ist ihm das Grauen, das durch die Dinge webt. Er empfindet nicht das Organische im Ding, er zählt bloß dessen Elemente. Er spricht gleichmütig von den Tieren, die vor tausend und vor zehntausend Millionen Jahren auf der Erde gewesen. Er berechnet die Hitze der Sonne und die Entfernung der Gestirne. Er vermeint die Natur zu besitzen oder wenigstens zu erkennen und vergißt, daß diese Natur solange eine Täuschung ist, als der Mensch nicht Wirklichkeit geworden ist. Seine Demut vor der Natur ist der Sklavenkuß auf die Absätze des tretenden Herrn. Der Systembekenner weiß sich Teil der Erde., Und er weiß, daß seine Erde klein ist. Er hat den Menschen aus dem Mittelpunkt des Kreises gesetzt und in diesen den gemeinsamen Begriff gestellt. Als Tycho Brahe, der Gewaltmensch, von dem System des Domherren Kopernikus erfuhr, bäumte sich sein Riesenleib dagegen auf, der Erde und den Planeten zu dienen. Er erkannte das neue System nicht an.

Auf das Geschlecht der Staufer und Löwen des Mittelalters mußte erst die Klugheitspolitik der Stände und Monarchien kommen, aus den Werkstätten der Donatello und Buonarrotti mußten erst Akademien und Museen geworden sein, ehe die Welt daran glauben konnte, daß der Mensch nicht das Gewaltigste mehr sei, daß er kaum mehr sei als der Staub seiner Straße, gleich diesem um die Sonne gewirbelt werde. Giordano Bruno, der verspätet geborene Einzel—Mensch, suchte sein Selbst in dem Rausch einer Unendlichkeit zu vergessen, in welche er die entgötterten Ichs verstreute.

Der Ganze — sich selbst erstes und letztes Rätsel — beugt sich vor der Erscheinung in der Natur, wenn er sich in ihr sieht. Der Bruch beugt sich, weil es ein anderer ihn heißt. Der König sucht die Sphinx auf, er *holt* sich Sieg oder Vernichtung — die Bürger *sprechen* von der Sphinx zwischen ihren kleinen Schicksalen.

Die Wissenschaft hat keine Musik. Sie zerstört die Persönlichkeit des Tones durch die Übersetzung in eine internationale Begriffssprache. Ein Schema entleerter Formen, fehlt ihr die Form als Erlebnis. Ihre Vertreter bedienen sich des Wortes als Gedächtnismittel und als Element in der logischen Abstraktion. Der Sinn ihrer Sätze empfängt weder seine Würde von den Worten, noch erteilt er sie ihnen.

Sie kennt die Maske nicht, sie hat sie eingetauscht gegen die begriffliche Marke der Personen. Sie betrachtet diese als Dambrettsteine. Aber der Zufall, der sie schiebt, ist nicht dämonisch, er ist eine rechnerische Ungeschicklichkeit. —

Das ideologische Wappen wissenschaftlicher Freiheit und Gerechtigkeit verbirgt die Praxis der Unduldsamkeit und Standesdünkelei. Das Dogma der Wissenschaft ist um nichts leichter zu tragen als jenes der Kirche. Der Widersprechende wird heute ebenso wie im Mittelalter in beiden Parteien ausgeschaltet. Bloß die Methode hat sich geändert. Wir sind humaner geworden. Wir haben die aufsehenerregende Raschheit des Feuertodes in die freundliche Ruhe der Aushungerung verwandelt. — Die Kirche hat den Papst oder irgend eine Synodalgemeinde, die Wissenschaft hat Hofräte. Beide aber haben ihre Indizes der verbotenen Bücher.

Wissenschaftliche Genossenschaften und religiöse Genossenschaften sind keineswegs einander widerstrebende Erscheinungen. Sie sind Schwestern. Beiden gehört das System und die Bekenner beider sind dessen Eiferer. Wehe dem Lügner und Ketzler, der ihre Wahrheiten bezweifelt. — Die Wissenschaft rühmt sich des Besitzes des Relativitätsprinzipes. Es ist ihr aber nicht skeptische Erkenntnis, sondern autoritative Vorschrift. Der Zweifelnde fragt — »was weiß ich vom Lebendigen?« Der Gläubige bejaht — »ich weiß seine Relativität«.

Der wissenschaftliche Wahrheitsfanatismus ist, soweit er nicht brutale Knechtung des Persönlichen ist, ein Streit um Worte. Warum soll ich nicht glauben, im Vesuv sitze ein Riese, der zur Sinnlosigkeit des Menschenhaufens seine Sinnlosigkeit des Steinwurfes fügt? Weil die Verbrüdereten hinterlistig tun und ihre Riesen Kräfte heißen? Kann mir doch keiner von ihnen meine Ansicht vom spielenden Riesen widerlegen! Wissenschaftlich wahr sein, heißt nur dasjenige tatsächlich zu nennen, was sinnliche oder logische Erscheinung aller ist, und als krankhafte Illusion die besonderen Erfahrungen der einzelnen Seele zu bezeichnen.

Kirchliche und wissenschaftliche Gesellschaft ist stets zeitlich verbunden. Denn eine Organisation, deren Zweck die Ordnung von Begriffen ist, bedingt von selbst die ergänzende Organisation zur Ordnung von Gefühlswerten. Leugnet die Wissenschaft im Zufall den Dämon, so macht die Religion aus

dem Dämon einen Geschäftsmann. Die geistige Freiheit des einzelnen Menschen kann niemand sichern. Sie ist in diesem oder sie ist nirgends. Die Vielen hingegen sind weder imstande allein zu denken, noch allein zu fühlen — sie bauen Katheder und Kanzel.

Die gegenwärtige Spannung zwischen Kirche und Wissenschaft entspricht der Rivalität zweier Vereine. Ihre Mitglieder sind zum sofortigen Bündnis bereit, wenn es die Schmähung des Vereinslosen gilt. Der Konflikt von Vereinen gebiert immer wieder Vereine derselben Art. Umwälzungen und Umwertungen erfordern Männer, nicht Sozietäten. Nur der rasende Held ist imstande, die Kruste der Pflichten und Vorschriften zur brauchbaren Scholle zu zerpflügen. Sei er Napoleon, der Soldatenkaiser, sei er Christus, der Traumkaiser.

Der wissenschaftliche Betrieb des Heute ist verfärbt durch den Einfluß des aus seiner natürlichen Stellung verschobenen Weibes.

Die Abstraktion ist männlich, wenn sie zerstört und wenn sie baut. Doch das System wird von Männern nur errichtet, der Fluch seines Erbes ist die Züchtung von Typischen, die jenes verwalten und in starre Kultformen bringen. Hat der Mann als Einzelner immer etwas vom Religionsstifter an sich, so beharrt der Mann als, Mengeteil stets am Buchstaben. Sein utilitaristisches Denken ist der Eigenheit des Hirns hinderlich. Der Zweckgleichgültige denkt unnützlich; der Gedanke ist ihm Notwendigkeit geworden.

Der Feminismus der gegenwärtigen Wissenschaft ist mütterlich betont. Die Unterjochung des Männlichen ist aber im letzten Grunde die Rache eines unterdrückten Hetärentriebes. Und diese Rache ist vorsichtig und süß genug, die Selbständigkeit des Mannes in fast allen seinen — öffentlichen und privaten — Möglichkeiten zu schwächen. Sie zähmte den Mann, den immer irgendwo grenzunkümmert Schauenden, durch die Käfiggrenzen des stillen Glückes der vier Wände.

Der Sammeleifer alter Jungfrauen, die an ihrer Weibheit verhindert worden, ihre Schachteln voll Erinnerungszeichen eines nicht gelebten Lebens, haben ihr Gegenstück in der Sammelwut der Männer. Ob sie Bilder und Bücher aufstapeln, ob sie Bildung magazinieren, ob sie Lexiken und Enzyklopädien der Kultur zusammenstellen — immer wieder die gleiche Gier, zu ersticken den Ruf eines um Tat oder Werk geprellten Zeugungstriebes.

Das Nur—Weib, das Weib—Ich, findet für alles eine Erklärung. Seinem Empfindungsleben gemäß von elementarer tellurischer Kraft, ist es gedanklich für die Erfassung des Ur—Seins in Geschehnissen und Erscheinungen unzugänglich. Es sucht nach Gründen, während der Mann den Grund sucht. Es begnügt sich, die Ereignisse zeitlich aneinanderzureihen. Seine geistige Methode ist entblößt der Unergreiflichkeit. Denn sein Geheimnis liegt nicht im Gedanklichen. Ja, Banalität in diesem macht seine erdverknüpfte Wucht um so verheerender. Der Mann aber, der sich in eine bloß zeitlich—kausale Schlußweise eingewöhnt hat oder zu ihr erzogen wurde, hat überhaupt keine Dunkelheiten mehr. Er wirkt armselig. Er reagiert auf alle Reize typisch wie das Weib, aber er besitzt nicht deren unbändigbaren Instinkt, welcher alle Individuen ihres Geschlechtes zu einer organischen Einheit verbindet — er ist typisch geworden. Die Männer der Kaste gleichen einander.

Die Wissenschaft kennt den Mann oder wenigstens kannte sie ihn. Er ist der Suchende in ihr. Ihr Anfang. Denn in diesem ist sie katastrophal. Niemals noch wurden Entdeckungen und Erfindungen von Fachleuten selbst gemacht. Wissenschaftliche Umwälzungen sind heute fast nur das Werk junger Männer, ihrer Selbständigkeit letztes Aufflackern vor der endgültigen Betäubung durch den femininen Gegenwartsatem. Schöpferisches Denken ist Tanz der

Widersprüche; die mütterliche Wissenschaft leugnete ihn zur Kontinuität der Entwicklung. Darwins und seiner Genossen Formulierungen waren die stärkste Effeminierung des Denkens im neunzehnten Jahrhundert. Cuvier war noch Mann, er verfocht die Möglichkeit und die Kraft des Schöpfungsdranges, der ursachenlos aus dem Dunkel bricht.

Der Wissenschaftliche sucht die Wahrheit im Widerspruchslosen. Der Mystiker findet sie im Ich, dem stärksten aller Kontraste. Darum ist jenem sein Wissen nur ein Kleid, das er *hat* und das er nicht ist. Er hat sich die Wörter geschaffen, um möglichst bald über die Dinge hinwegzukommen. Er lebt von Anweisungen, die er niemals einlöst. Der Mystiker legt durch seine Worte die Fläche der Dinge in ihr Inneres.

Die Wissenschaft hat mit dem Dinge das Gleiche wie mit dem Menschen getan. Sie hat das Ding entrechtet. Doch in den schweren Stunden des Menschen nehmen die Dinge Rache dafür an ihm. Sie wenden sich gegen ihn, urplötzlich von unheimlichem Leben geschwellt, und er ist ohne Größe, kann ihnen nicht antworten oder sie gar unterjochen. Dem Menschen wird in seinen tragischen Augenblicken die Wissenschaft höchstens Opiat vom Werte des Alkohols.

Ich spreche hier nur vom »reinen Wissenschaftler«, von jenem, welchem das Systematische das »Werk« seiner abstrahierenden Anschauung ist. Der »Tätige«, sei er Arzt, sei er — tatsächlich bauender — Techniker, scheidet aus der Betrachtung von selbst aus. Er wertet die Wissenschaft nicht wissenschaftlich, sondern als Mittel seines »Tuns«. —

Die Wissenschaft vermag sich zu popularisieren, und sie tut es. Sie hat das Bedürfnis nach der Schule. Gerne wird heutigentags Lionardos Wissenschaftlertum betont. Zu Unrecht. Er hatte keinen Mitteilungstrieb. Er war ein Fragender, ein Nur—Ich. Er betrachtete den räumlich und zeitlich Zweiten, aber er verborgte sich nicht an ihn. Jener Trieb überkam erst die Florentiner, als sie politisch unfrei geworden. Sie wurden dann auch voll Humanität. Die Ruhe der Künstlergenossenschaften stören immer wieder die Abtrünnigen, die den Mut zur Lächerlichkeit in der Mitwelt haben. Die Typischen haben keine Sezessionen. Sie haben die Tendenz in die Breite. Sie geben uns die »Wissenschaft für Alle«. In den hundert italienischen Novellen ist eine Erzählung von der Prostitution der Wissenschaft durch den Popularisator, im zwanzigsten Jahrhundert ist dieses Gewerbe einträglicher Verdienst der Dozenten. Allerdings betten sie der Gesellschaft deren Sterbelager. Die Überschätzung des Merkwissens lähmt den wirtschaftlich Schwachen und gibt ihm dem kapitalistischen Kastentume preis. Der Hunger aber lockert die Verbände. —

Die Wissenschaft verhindert Mich, Mensch, zu lachen und zu weinen, wie Ich es brauche. Sie verlangt, daß ich andere mit einem so komplizierten Instrument spielen lasse, wie es meine Maske ist.

Volkskunst und Formbeseelung

Von *Leo Popper*

Durch Konstellationen, die nicht weniger zufällig, aber auch nicht weniger sachgemäß sind als die übrigen Konstellationen, die unsere Wertungen bestimmen, steht jetzt die Volkskunst im Brennpunkte der künstlerischen

Wünsche. Und durch ein Mißverständnis von seltsam tiefer Bewußtheit sind wir befähigt, in ihr die Erfüllung vieler letzter Forderungen und die einfache Antwort auf die Frage Stil zu erblicken. Denn, wo wir nach langen Irrfahrten, mit ganz zerfeinerten Gefühlen, angelangt waren — bei den harten Problemen des Ausdrucks ohne Gegenstand und des beseelten Schmuckes: dort stand sie schon bereit, und hatte uns erwartet, und setzte nun unseren Weg fort, mit unendlicher Leichtigkeit. — Jene buntbedeutende Mystik, die wir in der Natur erlebten und herauszuschälen suchten, wie sie uns in den früheren Stilen herausgeschält erschien, und die vor uns doch immer wieder in die Natur zurückkroch (und in den anderen Stilen vielleicht auch nur gerade soweit »frei« war, als wir dort die Natur übersahen): sie fanden wir gelöst in den bunten Truhen, und grüßten sie auf allen schwarzen Schürzen. Und vor der inneren Fülle dieser Ornamente, vor ihrer ernsten Geistigkeit fühlten wir auf einmal alle Grenzen zwischen Formkunst und Sinnkunst verwischt. Wir fragten nicht nach Herkunft, wo wir so tiefes Da—Sein fühlten, und nicht nach einem Zweck, wo der unsere erreicht schien. Wir fühlten nur: das sind wir selbst und unsere letzten Wünsche; was uns aus diesen Dingen ansieht: das ist das Ziel. — Und wir fühlten weiter: hier, wo dieses Ziel so rein erreicht ist, hat sicher ein Gedanke gewirkt, tiefer und fruchtbarer als der unsere. Wir können nicht anders: wir müssen den eigenen Weg und seine Mühsal, mit all ihrem Denkgewicht, hinter das fremde Ziel versenden (das ist ein uralt—alter Segen oder Fluch), und fühlen immer wieder, trotz allem besseren Wissen, mit unbezwingbarer Kraft von jedem Ding: *Was es mir sagt, das hat es selbst gewußt.* Und so wird es möglich, daß uns die Volkskunst, die von dummen Bäuerinnen herrührt, zur weisen Lehre werden kann, und mehr ist als ein Reiz, der aufhört, wenn wir erfahren, daß nichts dahinter war. Auch hier ist nichts dahinter, nichts Seelisches hinter diesem ungemeinen Seelentum. Wir können nur von der Symmetrie sprechen, die hier ihre Wunder wirkt; von der Rhythmik, die von selbst entsteht, wo eine Fläche gleichmäßig eingeteilt und mit periodisch wiederholten Ornamenten gefüllt ist; von den prachtvollen Farben, die, so viele es nur gibt, ungewählt auf den Rand einer Schürze gesät sind, und deren Chaos doch Haltung behält, weil das große Schwarz der Schürze den Flor in starkem Gegensatz zusammendrängt; von der zitternden Unbeholfenheit, die für uns ein Schönheitswert ist; von der handwerklichen Sauberkeit, die auf dieser Nervenhöhe zu bedeutungsvoller Reinheit wird. Mit einem Wort: wir sehen hier die höchsten Forderungen formell und unbewußt und oft durch Zufälle gelöst, und so gelöst, daß hier die Wirkungen stärker sind als bei den Werken, die darauf ausgingen. Denn wer die reine Farbe liebt, der findet hier die reinste zu tollkühnen Verbindungen gebracht; wer die Einfachheit begehrt, findet sie hier so einfach und so vorstellungsgemäß, wie nirgends bei den Schilderern; und wer von einer sinnvollen Verwirrung der Formen weiß, und weiß, daß sie aus der Phantasie nie zu erreichen ist, blickt atemlos in das Sanskrit dieser dunklen Blumen. — Nur Schemen und Maße waren hier am Werk. Aber durch Konstellationen — zufällig und sachgemäß — kamen Seelen und Wirrsale unter die Schemen und Maße zu stehen, und siehe, sie paßten ineinander.

Aber Volkskunst ist nur die eine und vielleicht die reichste der Anregungen dieser Art. Die Wirkungen der Primitiven, der Asiaten und vor allem der Teppiche, sie alle bergen dieselbe Idee: daß nicht das Gleiche zum Gleichen sich gesellt, aber oft das Fremdeste zum Fernsten; daß, über alle Hemmnisse hinweg, die Form sich ihren Weg zur Seele sucht; und endlich: daß die Sinne nicht nach dem Sinn fragen, sondern nach dem Schein, um dann dem Schein den eignen Sinn zu schenken.

Der Fanatiker

Von *Abraham Schwadron*

Das sei die Methode unseres Tuns: fanatisch und inkonsequent! Durch den Fanatismus ist uns die tödliche Diskreditierung bei allen Heutigen verbürgt. Bei den Philiströsen, weil sie Fanatiker für gefährlich halten, und was gefährlich ist, die Verdauung stört. Aber wer mit dem Schicksal von Kraft beladen ist, bei dem erwacht diese immer erst recht, sobald der Schreckruf erschallt: »Philister über dir, Simson!«

Was da aber die Philister nur so von sich wegwünschen, ohne es im Grunde zu verachten, das ist nach der Idiosynkrasie der Modernen ein — es wird wohl schwer, eine Bezeichnung für etwas zu finden, das nach der Seite der Unendlichkeit des Schlechten weiter vorgeschoben liegt als Sünde und Verbrechen — die ultima Thule des Wegzuwünschenden. Wahrlich, nichts ist so allen Schattierungen der Moderne gemeinsam, wie ihre Toleranz gegen alles und alle ihre Intoleranz gegen Fanatiker. Ihre »Reizsamkeit« wird aufgewirbelt durch das metallene Klirren des Justaments; ihre Abneigung gegen die scharfe Deutlichkeit abgezirkelter Konturen und gegen Erscheinungen, die nichts sind ohne zweckliche, geflissentliche Vor— und Rückbeziehungen, scheint jene ihre Intoleranz zu bedingen. Doch bleiben sie einer tieferen Wahrheit die Erkenntnis schuldig, wie verwirrend sie sich gegen die Unschuld unseres Müssens vergehen, das in der Fatalität unserer Lebensleidenschaft wurzelt. Nur eine Böswilligkeit oder, was noch unentschuldbarer ist, ein Mißverständnis läßt sie den Fanatismus des Ursprungs mit dem des Zwecks verwechseln, Trieb mit Tendenz, Emotion mit Effektsucherei. Wir wollen nur dem ersten das Wort reden, das zweite bekämpfen. Denn wie die Theologie die religiöse Heiligkeit erschlagen hat, so wird die Weihe des »davon« von der Theologie, vom »dahin«, in die Gosse gezerrt. Ingleichen mag sicherlich in der scharf bekundeten Zweckabsicht für manchen eine Diskrepanz liegen zwischen Wollen und Gegebenem, eine Ungesättigtheit, welche wirkt wie Frauen, die nicht reizend sind und willentlich reizen.

Und wie die Unmittelbarkeit des Nicht—Anders—Könnens und Nicht—Anders—Wollens den Unterschied setzt zwischen Held und Poseur, so bildet dieser Gegensatz: Ursprung und Ziel auch in Philosophie und Kunst zwei ineinander oszillierende Gegeninstanzen. Entweder eine Philosophie, die frei ist und fröhlich, der Tiefe des Staunens entsprungen, und zur Höhe des Nichtwissens emporsteigt, oder eine, die mit Kröten—Gedunsenheit eine kokette, willfährige Magd ist jeweiliger Herrscher, mögen sie nun Kirche, Staatsraison, Ansichtsmode oder andere Serenissimi sein: Scholastik. Und nur dank dieser lotterhaften Dienerschaft war es möglich, daß sich Scheintugend mitten unter allem so dreist erbrach und derart dem Scheinlaster es verkelte, sich zu Tische zu setzen. Auch die Künstler, alle echten, gehen jenen schlittenschlüpfriegen Weg: sie verlieren sich, beginnend mit erstrebendem Suchen, sind also Reflektanten; dann finden sie sich und den Weg wieder, der im Kreise weiter und zurück führt: sie werden Reflektierende.

Ein echter Fanatiker hat keine Persönlichkeit: ein Ballen prall von Trieben. Darum auch nicht Persönlichkeits—Eigentümlichkeiten, die man Kleinlichkeiten nennt: keine nach außen divergierende Gereiztheit, keine Launen, keinen Dünkel. Er ist nicht eitel im Sinne einer Abhängigkeit vom Zuschauen

anderer. Die Lust, besser zu sein als die anderen sehen, ist ihm notwendiger: das ist *seine* Eitelkeit. Er läßt sich alles gefallen. Nicht als ob es auf ihn nicht wirkte. Im Gegenteil: sein sensorischer Apparat ist von feinsten Schärfe und kein Strahl, der auf ihn fällt, bleibt unabsorbiert. Dies geschieht aber eben unter einer solch durchdringenden Amalgamierung, daß der äußere Reiz keine Art physikalischer Reaktion, sondern eine Art chemischer Veränderung hervorbringt. Nicht Wechsel sonach von Erwärmung und Abkühlung durch Mitteilung an die Umgebung, sondern eine Art seelisch—stofflicher Umsetzung — Gefühlsgewaltsamkeit, aufgespeichert als potentielle Energie, als neue Ursache zu neuen Wirksamkeiten. Ein Organismus, selbst extrem, der gerade die ultravioletten Strahlen, die extremsten, kleinstwelligen und unsichtbaren, am meisten aufgreift und *in sich* wirken läßt. Empfindlichkeit, nicht Ernpfindsamkeit. Darum der tiefe Gegensatz zum Zärtling, darum die herbe Härte, das Lächeln, das schmerzhaftes, über Mühsal und Entbehrung, darum die grüne Farbe, der graue Blick. So ist er auf die Außenwelt mit Leidenschaft eingestellt: scharf, rau, gespannt. Daher sein unberechtigter Haß gegen das Embonpoint der Gemütlichkeit und die affektierte Glätte äußerer Vornehmheit: das gutmütige Gesindel und das noble.

In Hinsicht dieser verinnerlichten Reaktionsweise sind sich ein Verbissener und ein Fanatiker gleich. Sind aber in der Zeit Ziele und Gelegenheiten präformiert und ist in einem Verbissenen Kraft, die den Willen zu Werken weckt, so ist das der Fanatismus, den wir leben. Nicht Werkstätigkeit, die erfolgreich das Tun geschäftlich abwerkelt, sondern eine Emanation, ein Erlebnis, als dessen motorische Form das Wirken erscheint. Die Beteiligung und Aufgabe des Intellekts und des Willens sind nur sekundärer Art: sich vom Schmerz der Potenzlast, vom Drucke des Könnens durch den Erguß der Tat zu befreien. Er verfolgt nicht den Zweck; er wird von der inbleibenden Ursache verfolgt und vom — Ziel der Erlösung — aufgenommen. Und nicht jedes Tun wird ihm ein erlösendes sein. Nichts, was nur seinem gewöhnlichen Bedürfnis dient, nichts, wodurch er *weiterkommen* soll. Menschen, deren Wesensschwerpunkt nicht außerhalb, sondern, wie bei jeder Essentialität, in ihnen liegt, dürfen nicht weiter kommen, nur näher. Nicht auch auf Zerstreung geht ihr Sinn, nur auf Sammlung: hohle Gläser zerstreuen; was hervorragend ist, sammelt. Im Widerspiel demnach zum Verhältnis zwischen Symbol und Individualität, wo in die ungreifbare Bedeutung einer allgemeinen Form zufällige, individuelle Ahnung gegossen wird, können hier, wo Individualität fehlt, von den verschiedenen Tönen, die rings verstreute Werkmöglichkeiten geben, nur gewisse, selektiv bestimmte, eine Resonanz erwecken. Wie die kraft einer Spannung Entladung suchende Saite nur mit *einem* Ton hörbar mitschwingt. Der Selbstentladungsdrang wird also nur eine Möglichkeit finden in einer Sache der Befreiung. Jeder echte Fanatiker ist einer der Freiheit: diese nicht als Oberflächenphänomen, sondern als eine elementare Selbstheit, losgelöst von der Enge des Eigenen, oft auch losgelöst vom allgemeinen Kulturstande. Dies ist ein Wesensmerkmal : Spießler, Gelehrte und Ästhetiker kennen die Freiheitsnot als Wert an sich nicht, nur Bauern, Künstler, Helden und vor allen die Fanatiker; ob sie nun die stillebenhafte oder die sturmtobende Freiheit brauchen. Jene aber sind gegen äußere Unfreiheit innerlich objektiv. Alle Heloten waren über ihr Hemd hinaus immer objektiv. Doch erst wenn die Objektivität krepirt ist, kann die Freiheit leben. Und wie Befreiung ein Element des Fanatikers ist, so ist es auch die Zukunft. Das ist der Zusammenhang zwischen Phantasie und Fanatismus. Nur seine mächtige, kombinatorische Phantasie läßt ihn in irgend einer Zukunft mit einer derartigen Wirklichkeits—Intensität leben, wie andere nur in der greifbaren Empfindungs—Realität der Gegen-

wart. Und Zukunft ist ihm das, was sein *soll*, als dynamisches Gleichgewicht, als Komponente, nicht was sein *wird*, als Resultante. Im Gegenteil: seiner Unmittelbarkeit entspricht es, die kostenlose Seherei lächerlich zu finden, welche immer wieder das »Urteil der Zukunft« als höchste, weil stumme Instanz anruft. Das ist das Paradies, welches sich Himmels—Ungläubige, wenn sie verkannt und bedrängt werden, auf Erden erlauben. Dieweil sie nichts erbt und im Leben nichts erworben haben, wollen sie doch zumindest eine Promesse als Fideikommiß ihren Nachfolgern hinterlassen.

Da ferner das, was durch ihn geschehen soll, keine Inhärenz an Persönlichem hat, entbehrt er die Hoffnung auf Erfüllung und entledigt sich so auch des Zweifels, der immer in ihr kauert; niemand ist so fern von Skeptizismus wie der Fanatiker. Keinen Erfolg, nur Wirkung soll er haben. Was Wirkung hat, hat Folgen: Samen zu weiterem Wirken; Erfolg aber ist das, was zum persönlichen Urheber im Kreise zurückkehrt. Hier sind Prätensionen. Die Intentionen des Fanatikers aber beziehen sich auf eine Allgemeinheit. Nicht als auf etwas Außenstehendes, Fremdes, zu Bemutterndes. Humanität und Liberalismus haben nie Fanatiker gefunden, höchstens zahme, lahme Macher der Wohltat ; Plage mit Mitleid. Wir sind Egoisten: wir arbeiten für uns, für jene Teilinhalte einer Gesamtheit, die in uns leben und konzentriert, drängend unsere begeisterte Unruhe zeugen. Wir handeln mit der Vehemenz, Einseitigkeit und Rücksichtslosigkeit des Egoisten, und die Allgemeinheit, die *in uns lebt*, verdient es: *die* ist schlackenlos.

Doch bleibt jeder Fanatiker ein Einsamer. Gemeinsamkeit des Zieles schafft Freunde und Gesellschaft, nie ein gemeinsamer Ursprung. Die von ähnlicher Art sind, gehen auf parallelen Wegen neben ihm, nicht mit ihm. Die »Genossen« aber, die er sammeln würde, *commis voyageurs* der idealen Forderungen, würden ihre Absicht von »genießen« ableiten und so wäre er kein Menschen—, sondern Lumpensammler. Er steht daher oft in stärkerem Gegensatz zu denen, welche mit ihm zu gehen vorgeben, als zu jenen, die gegen ihn sind. Und wenn er weite Wirkungen erregt hat — erst recht. Die Last, die über den Berg hinüber gehoben werden sollte, hat er mühsam, einsam und mit nie gehörtem Stöhnen über den Gipfel gebracht; das ist dann sein Fanatismus nicht, der so genannte, mit dem der Pöbel unter Hurrah—Rufen das Hinunterrollen auf die andere Seite windleicht begleitet. Dann gerade ist sein Ganzes in rechter, in der einzigen Gefahr. Denn jeder wird dann mit ihm gehen, weil man eben so gehen wird. — Wer ist aber dieser »man«, nach dem sich jeder richtet? Im Wechsel von Kulturen und Lebensansichten der Jahrtausende beruft sich das Alte und das Neue immer gleicher Weise auf »man« als maßgebende Instanz: vom »man verehrt so die Götter« »man baut so die Pyramiden«, »man versteht das unter Kultur« bis zum »man bindet jetzt so die Krawatte« — wer ist dieser »man«? Wirkt er durch Befehl? Durch Ansteckung?

So wird durch den Fanatiker Vieles und Wirkungsreiches; »aus ihm« wird nichts. So bedauern ihn die Leute, also die Gescheiten. Seine ganze Seinszeit ist seine Werdezeit: die Zeit, in der er nichts geworden ist, sagen sie.

Und sie haben recht.

Nächtliche Stadt in der Nähe

Von *Paul Mahlberg*

Um schwarze Kuppeln fliegen Sterne,
und jene prahlen mit ein wenig Gold.
Der Himmel hängt nicht allzuferne,
der Trambahn Rollen in ihm rollt.

Doch jenseits diesem Vorstadtplatze
bemächtigt er mit kühnem Satze
sich dunstlichter Unnahbarkeit.
Dort ist der Schoß der Stadt ihm abendlich bereit,

bespringt ihn abendlich ihr geiles Lichterrot,
ihr leeres Lärmen seine Tiefe jach beleidigt —
Da hat er ihr mit trübverhangnem frühem Abendmond gedroht
und sich mit Morgensternen wild verteidigt.

Schlaflose Nächte

Von *Alexander Solomonica*

Ich, der ich mich seit je eines gesunden Schlafes erfreut habe, kann seit einiger Zeit nicht mehr schlafen. Der Tag, in dessen Lichte mich die blauen Schatten unter den Wimpern verraten, vergeht mir wie ein Traum, doch um Mitternacht beginnen meine Augen, die sich schließen sollen, zu schmerzen. Ich presse sie zusammen, ohne daß ihr Brennen gelindert würde. Sogleich — bemächtigt sich aller meiner Glieder das kindliche Verlangen nach Schlaf. Ich zögere, mich ihm hinzugeben, da mich die erste dieser Nächte gelehrt hat, daß der Halbschlaf schädlicher als das Wachen sei. Zudem stört mich immerfort ein Weinen hinter der Wand, die mich mit einmal die Mauer eines Kerkers dünkt, bis ich, gequält von Unwohlsein, selber zu weinen beginne, ohne mich dieser Tränen auch nur im geringsten zu schämen. Jetzt wandere ich hin und her, suche den Spiegel zur Gesellschaft, der mich blöde vor Schläfrigkeit anlotzt. Natürlich werde ich von Erinnerungen belästigt. Sie verschmelzen zu einer mahnenden Stimme, die mich wegen meines Lebenswandels verwarnet. Ich lache in Tränen, verlache die innere Stimme, die mir mein unseliges Ende vorauszusagen nicht müde wird.

Aber mir kann sicherlich geholfen werden. In der Tat, dazu 'wäre nur ein Schlafpulver nötig. Lange, ehe der Arzt es mir verordnet hat, bin ich selbst auf diesen Ausweg verfallen, verschmähte ihn aber sogleich, denn ich füge mich gerne in das Vermeidliche; beginne also an dieser Schlaflosigkeit Gefallen zu finden. Es ist belustigend, vor Sonnenaufgang die Zeitungsjungen auf der Straße beschäftigt zu sehen, sie, die nicht daran denken, daß jemand gewacht haben mag, während sie schliefen. Ich bin immerfort auf dem Posten, Auch meine Laune, die bisher nicht die beste gewesen ist, ändert sich. Ich bin in leidlicher Stimmung, selbst fröhlich und aufgeweckt. Mit Aufmerksamkeit beobachte ich alle Vorgänge um mich her und freue mich, weil ich

eine Rolle dabei spiele. Sie erwecken ein Interesse in mir, das nicht etwa mit dem Eintritte der Dunkelheit erlischt. Die Müdigkeit kann dagegen nicht aufkommen, ja, sie flieht mich sogar, weil ich den Spieß umgedreht habe. Selbst die Schatten unter meinen Augen, die als das Zeichen des Verfalls im Sonnenlicht hervortreten gewohnt sind, sind verblichen. Dies bemerkte ich gestern, als ich in den Spiegel sah und mir selber zunickte, denn ich war mit meinem Aussehen zufrieden. Hatten mich doch sogar jene lästigen Schmerzen in den Schläfen verlassen. Nein, ich habe keine Lust, zu Bette zu gehen. Allerdings bin ich jetzt einsam und der Tag scheint mir kurzweiliger zu sein. Aber das, was mir bleibt, und sei es auch nur jenes Weinen hinter der Wand, genügt mir immerhin. Es darf mir nicht verstummen, denn es klingt, als werde gleich mir ein Kind von Schlaflosigkeit heimgesucht. Und selbst das Knarren der Diele unter meinen Schritten erfüllt mich mit Vertrauen und Klarheit. Kein Wunder, daß mein Gedächtnis an Sicherheit gewonnen hat. Wird nicht Vergeßlichkeit durch leichtsinnige Träume gefördert? Ich lasse mich nicht hinters Licht führen, von der Ohnmacht, die man Schlaf nennt, nicht mehr bezwingen. Wie jene, die jetzt von ihrer Arbeit ausruhen, um die ich mich nicht bekümmere, in deren Dienste ich nicht Wache halte. Aber sicherlich bin ich meines eigenen Pulsschlages gewärtig. Ich bin von Gestern durch keinen Abgrund des Schwindels und der Verzerrung getrennt, sondern weiß, wie alles zugeht, und jede flüchtige Begebenheit macht mir nun, da der Morgen nicht mehr fern ist, immer noch zu schaffen. Die Müdigkeit, die stets unschlüssiger wiederkehrt, scheint besiegt zu sein, es ist eine Lust zu leben. Freilich erlebte ich während dieses einzigen Tages, der bisher vier Tage und Nächte umfaßt, auch Unannehmlichkeiten aller Art. Sie machen mich nachdenklich, während jene, die sie mir bereitet haben, ihr Tagewerk viermal mit einer frischen Hoffnung beginnen durften. Doch ich bins zufrieden, freue mich der Wirklichkeit. Hier bin ich meiner Sache sicher, fühle mich geborgen, muß jetzt aber dennoch an die Feindseligkeit denken, die mich umgibt. Die andern liegen hilflos da, atmen unruhig, sind vom schlechten Gewissen, das sie im Schlafe nicht verscheuchen können, geängstigt. Ich aber bin von unerbittlichem Vertrauen erfüllt. Ich muß mich vorsorglicher einrichten, meine Überlegenheit ausnützen; immerhin wurde mir doch ein weiterer Überblick zuteil. Wahrhaftig, ich sehe jetzt die Hindernisse besser, über die ich stolpern mußte, bin noch ganz und gar in Gedanken mit dem Ärgerlichen beschäftigt, das mir begegnet ist. Ich habe auch allen Grund, über schlechte Gesinnung zu klagen, mit der es jetzt abzurechnen gilt. Ich bin nicht etwa ganz von Freunden verlassen, entsinne mich aber im Augenblicke keines einzigen, den ich nicht vom Herzen verabscheue; das nämlich ist der Angriff, die beste Verteidigung! Doch ich will mich mit jeder Kleinigkeit abfinden — da keine meiner Erinnerung verlorengegangen ist — ehe noch die Schmerzen in meinen Schläfen wiederkehren.

Gestern begegnete ich meinem Freunde B. Niemand vermag sich vorzustellen, wie widerwärtig mir B. ist. Es ist übrigens falsch, ihn meinen Freund zu nennen, wenn wir einander auch einmal ganz freundschaftlich die Hände zu schütteln pflegten. Er kann mich zweifellos nicht ausstehen, was, wie gesagt, auf Gegenseitigkeit beruht. Ich war gerade besonders friedlich gestimmt und mit allerlei Gedanken beschäftigt; hatte bereits eine Ewigkeit durchlebt — ohne Schlaf — also Grund genug, heiter zu sein und mit meinem Schicksale nicht zu hadern. Gestern — nein, keine dumme Bewußtlosigkeit hat mir diese flüchtige, lächerliche, unangenehme Begegnung verwischt, sagen wir darum, daß sich alles vor einer Viertelstunde abgespielt hat. Ich schlage die Augen auf, erkenne die Gestalt dieses Menschen, die sich mir nähert. Natürlich war

ich gerade in jenem Augenblicke weit davon entfernt, an ihn zu denken, muß mich aber jetzt wohl oder übel dazu verstehen, ihn zu betrachten. Er hat eine ungeschlachte, klobige Figur und überragt mich um Kopfeslänge. Die gelben Haare kleben wie Wachs an seinem Schädel, doch sein dummes Gesicht, das unweigerlich einen hochmütigen Ausdruck annimmt, wenn es meinen Blick auf sich gerichtet fühlt, empört mich geradezu. Ich muß wenigstens feststellen, daß die Form seiner Füße jeder Beschreibung spottet, nicht minder als sein Gang, dessen übertriebene Festigkeit meinen Ekel erregt. Aber er steht jetzt still, wie es scheint, sodaß ich mit Muße über ihn nachzudenken vermag. Nein, wir wechseln keine Worte miteinander, das ist vorbei, dazu kann es nicht mehr kommen! Scheinbar erstaunt begegnet mir sein Auge und kann blinzeln dennoch jene Hinterlist nicht verbergen, die wieder lästige Erinnerungen in mir wachruft. Ohne Zweifel wird sich sein Gesicht zu einem gemeinen Grinsen verziehen, wenn ich wegsehe, ich will ihm aber vorläufig diesen Gefallen nicht tun. Das Unglück liegt darin, daß er einige meiner Gedanken kennt, sich also durchaus einiger Gewalt über mich rühmen kann. Die Vorstellung, daß er sich stumm mit mir beschäftigt, ist mir unerträglich; und sicherlich ist es noch immer der Fall, denn fort und fort sagt man mir wieder, was er über mich gesagt hat. Selbstverständlich kann mir nichts gleichgültiger sein, aber sein Anblick macht es mir zum Überdruß wieder lebendig. Kein Wunder, daß ich ein wenig meine Überlegenheit vergesse, erbittert seine rohen Hände mustere, die weder zum Spiele noch zur Arbeit tauglich sind; ja es entgeht mir nicht, daß seine Krawatte schief sitzt, und ich unterlasse es nicht, mich darüber zu freuen, da er in den Augen der Vorübergehenden zum Gespötte werden wird.

Ich gehe über einen kleinen Marktplatz, den ich unlängst entdeckt hatte, bewege mich in diesem Gewimmel von Käufern und Verkäufern nicht gerade mit Sicherheit. Fortwährend stolpert man über leere Körbe. Ich staune über die Gier, mit der sich einige Kinder über eben erstandene schmierige Kuchen hermachen. Vor einem Stand steht eine vierzigjährige Frau, die Honig feilhält. Sie hat sich ihre Jugend bewahrt, ist von gerader Haltung, schlank und groß. Sie schreit auch nicht wie die anderen, fordert mich nur durch einen Blick zum Nähertreten auf. Ihre Züge scheinen mir edel zu sein, da rempelt mich jemand an, ich komme fast zu Falle, sie lacht, dieses Lachen ist häßlich. Überdies bemerke ich jetzt eine Warze an ihrem feinen Halse, die sie ganz entstellt. Weiter, ich stoße auf ein gleichgültiges Gesicht, sehe aber daran vorbei. Sofort schiebt es sich in meine Nähe, und ein Schwall von Worten dringt auf mich ein. Mein bester Freund spricht zu mir. Allmählich erfasse ich den Sinn seiner Rede und kann nicht umhin, Antwort zu erteilen, wie es sich gebührt. Ich lenke das Gespräch auf B. und mache aus meiner Geringschätzung für ihn kein Hehl. Sogleich beeilt er sich, zu versichern, daß er für B. die größte Hochachtung empfinde und keinen treuherzigeren Kameraden kenne als gerade ihn. Das hindert mich nicht, B. einen Lumpen zu heißen; der Freund aber rügt meine Voreingenommenheit. Dabei klopf er mir auf die Schulter, als wollte er sagen: Wir Menschen sind alle nicht fehlerfrei, haben einander nichts vorzuwerfen.

Dies hat sich vor wenigen Minuten zugetragen. Die Frau, die Honig verkauft hat, macht mir noch zu schaffen. Ihr Lachen über meine Ungeschicklichkeit gefiel mir nicht und verriet zudem sie selbst, da es schiefe, gelbe Zähne entblöste. Doch ich will nicht mehr darüber nachdenken. Der Schlaf scheint der Stärkere zu sein, ich muß mich besiegt geben, tue es jetzt gern, weiß der Teufel warum. So wie ich dasitze, nicke ich ein, mein Traum aber führt mich nicht weit weg, sondern ich gehe immer noch in diesem Zimmer umher, das

sich nicht im mindesten verändert hat. Aber mein Gedächtnis hat gelitten, denn mich dünkt, als hätte ich hier eine angenehme Zeit verbracht. Ich hebe eine Kerze vom Tisch, stelle sie wieder hin, blicke mich um, ohne jemanden zu sehen.

Qual des Lichts

Von *Berthold Viertel*

Welch ein schweres Weh war das!
Was geschah nur? Nichts. Das Licht genas.
Wie es nach dem Winter immer
einen neuen Schimmer
zaghaft, leise kaum erst wagt,
aber dann mit einer Reinheit tagt,
die ich einfach nicht ertrage —

Wie ein Hauch, wie Kinderscheu,
aber neu, wie eine Seele neu,
die noch keinem Blut verbunden war
und nun zittert, vor Gefahr,
aber bald aus einem Mute strahlt,
bald mit einer Farbe malt,
die von keinem Dunkel weiß —

Ich nun, ein von diesem Licht Bekriegter,
wehre mich, ein schon Besiegter,
mit meinem zerbrochenen,
in feiges Dunkel verkrochenen,
wertlosen Leben —

Der kleine Pan stinkt schon ¹

So ward die Hyäne zum Aas. Es konnte nicht anders kommen. Der Weg in das Schlafzimmer eines Hochgestellten ist immer die ultima ratio einer ver-zweifelnden Administration. Ich werde diesen sterbenden Blick nicht vergessen. Aber nur kein Mitleid. Die rechtschaffenen Hyänen gehen auf den toten Krieger. Die literarischen auf das Privatleben eines Polizeidirektors. Aus solchem Leben erhoffte sich ein ästhetischer Schlemihl Bereicherung, das nannte er Tat, das war die politische Gebärde, auf die es jetzt alle abgesehen haben, die bisher ihre Zeit damit verbrachten, für eine Tänzerin die Formel zu suchen. Wer aber beschreibt die Wut des Verlegers, der seine ganze Hoffnung auf den Konkurs dieser Weltanschauung gesetzt hat? Zu spät erkennt Herr Cassirer, der sich mit den Nuancierten einließ, daß die Sexualräumerei heute nur von einem handfesten Harden mit vorübergehendem Erfolg zu leisten ist. Der weiß, durch welches Schlüsselloch man zu schauen hat, hinter welcher

¹ Siehe auch »Der kleine Pan ist tot« (Nr. 319/20) und »Der kleine Pan röchelt noch« (Nr. 321/22). [KK]

Gardine man sich versteckt und wie man, wenn die erweisliche Wahrheit sich rentiert hat, mit Anstand verduftet. Herr Kerr verrät sich durch ein vorzeitiges »Hähä«. Er ist zu kindisch. Erwischt man ihn, sagt er, er habe sich einen ethischen Spaß machen wollen. Aber diese Sorte von ethischen Spaßmachern, die zu lachen beginnen, wenn sie bei einer unethischen Handlung betreten werden, ist schon die richtige. Jungen, die in fremdem Garten Kirschen pflücken, haben auch ein Erlebnis, aber behaupten nicht, daß der Geist endlich den Weg zur Politik gefunden habe. »Ecco« — das ist bloß eine lange Nase. Ecco — das ist auch die Rechnung, die man in italienischen Gegenden präsentiert bekommt, wenn man so unvorsichtig war, sich mit einer Donna in ein Gespräch zu begeben. Auf Herrn Kerr paßt es zwar nicht, denn er zieht keinen Vorteil aus dem Handel, und Herr Cassirer sagt wieder nicht ecco. Dagegen sind beide Herren fest entschlossen, aus dem Geschäft, das nach gegenseitiger Bestätigung ihrer Unverantwortlichkeit zustandekam, mit allen bürgerlichen Ehren hervorzugehen. Das wird ihnen nicht gelingen. Auch dann nicht, wenn sie von einem Prozeß gegen mich abstehen. Diesen Prozeß habe ich mir nämlich frei erfunden. Zwar hat mir die Berliner Verlagsstelle der Fackel telegraphisch mitgeteilt, Herr Cassirer habe Strafantrag gegen den verantwortlichen Redakteur der Fackel in Berlin gestellt; zwar war sie zu diesem vermessenen Glauben berechtigt durch das wiederholte Erscheinen eines Kriminalbeamten, der mit dem Heft in der Hand, das die Beleidigung enthielt, technische Aufklärungen verlangte und sich nach dem Wohnort des verantwortlichen Redakteurs erkundigte; zwar wurde die Untersuchung auch bei diesem fortgesetzt und eine Vorladung erlassen; zwar hatte der Anwalt des Herrn Cassirer das Heft bestellt; zwar haben Berliner und Breslauer Tagesblätter detailliert berichtet, daß Herr Cassirer Strafantrag gestellt habe und durch welche Behauptung er sich beleidigt fühle. Trotzdem könnte es möglich sein, daß Herr Cassirer nicht etwa seine Absicht oder seine Anzeige zurückgezogen, nicht etwa die Staatsanwaltschaft ihm den Dienst versagt hat, daß er nicht etwa jetzt den Fehlschlag für Zurückhaltung ausgibt und auf die Schwierigkeit einer Erkundigung spekuliert, sondern: daß er nie die Absicht gehabt, nie eine Anzeige erstattet hat und daß nur eine Häufung von Zufällen, die zeitliche Nachbarschaft irgendeiner andern Untersuchung, derer Tendenz bisher unbekannt ist, meinen Größenwahn genährt und mich in den Glauben getrieben hat, ich könnte die Kompanie Cassirer—Kerr beleidigen. Das ist nun offenbar wirklich nicht möglich. Aber nicht, weil durch eine dicke Haut kein Messer geht, sondern weil ich an das Ehrenniveau der Kompanie Cassirer—Kerr nicht heranreiche. Das ist eine wichtige tatsächliche Information. Es ist gut zu wissen, daß es nach der Jagow—Affäre noch ein Ehrenniveau der Kompanie Cassirer—Kerr gibt. Man hätte es sonst vielleicht mit unbewaffnetem Auge und mit unbewaffneter Nase nicht wahrnehmen können. Und wenn wir nunmehr vor der Frage stehen, warum gerade ich, der doch noch nie mit einem Polizeipräsidenten etwas ritterlich ausgetragen und etwas über ihn veröffentlicht hat, gerade ich an dieses Ehrenniveau nicht heranreiche, an das doch bald einer heranreicht und jeder Herausgeber einer Berliner Großen Glocke heranreicht, so finden wir im 'Pan' die Antwort: Hähä! ... Weil ich bereits brachialen Attacken ausgesetzt war. Dieses Motiv meiner Unfähigkeit, auch nur im Gerichtssaal dem Herrn Cassirer Satisfaktion zu geben, wird nun von diesem oder von Herrn Kerr oder von dem Schreiberlehrling, der dort gehalten wird, in einer anonymen Notiz und in einer Art variiert, daß es gar nicht mehr der Jagow—Affäre bedarf, um Herrn Cassirer, Herrn Kerr oder den Schreiberlehrling, der dort gehalten wird, für ehrlos zu erklären. Die Berufung auf die Tat eines besoffenen Cabarettiers, den eine erste Instanz zu ei-

nem Monat Arrest und eine zweite nur unter Anerkennung der geminderten Verantwortlichkeit zu einer hohen Geldstrafe verurteilt hat; auf eine Schandtats, der ein Hauptmitarbeiter des Herrn Cassirer in einem offenen Brief an mich jeden mildernden Umstand versagt hat, ist eine so vollkommene Unappetitlichkeit, daß zu ihrer Erklärung kein ethisches Gebreche, sondern nur die Verzweiflung eines geistigen Debakels ausreicht. Wie wäre es sonst zu erklären, daß eine Zeitschrift, die zwar eingestandenermaßen zur Förderung der Kultur, aber doch nicht direkt zur Förderung des Plattenwesens gegründet wurde, sich solchen Arguments erdreisten und gegen einen Mann, der sich seinen Haß mit der Feder verdient hat, solche Revanche predigen kann. Wie könnte die Feigheit, die ihr Mütchen an fremder und verjährter Rache kühlt, sich so hervorwagen, wie könnte eine Gesinnung, die meinen Speichel geleck hat, um mir ihn ins Gesicht zu spucken, so unter die Augen deutscher Leser treten, wenn nicht die Reue über eine ungeistige Tat, die verwirrende Fülle der Niederlagen, das Bewußtsein der selbstmörderischen Wirkung jedes weiteren Wortes, das durchbohrende Gefühl eines Nichts, das mit eingezogenem Schweif in die Hütte kriecht, der Taumel der Erlebnisse, der einen Ästheten durch die Politik in die Luft riß, den Grad der Zurechnungsfähigkeit herabgesetzt hätte? Wie wäre es sonst denkbar? Eine Ohrfeige kann ein literarisches Argument sein. Sie kann der geistige Ausdruck der Unmöglichkeit sein, eine geistige Distanz abzustecken, und ich habe es oft empfunden und gesagt, daß die Polemik ihre Grenze in dem Wunsch hat, statt der Feder das Tintenfaß zu gebrauchen. Luther, der schreiben konnte, ließ sich in der Polemik gegen den Teufel dazu hinreißen. Die Drohung mit der Faust kann ein Kunstwerk sein, und Herr Harden wird es mir bestätigen, daß ich das Wort Ohrfeige schon so gebraucht habe, als wäre es die erste, die in der Welt gegeben wurde, und als ob nie zuvor ein Kutscher mit einem andern polemisiert hätte. Die Berufung auf fremde Roheit ist unter allen Umständen der Beweis ohnmächtiger Bubelei. Nie beruft sich ein Temperament auf die Prügel, die ein anderer gegeben hat, immer ein Schuft. Ich verzichte auf den Beistand der deutschen Dichter, die diesem Pan zu Hilfe eilen, in dem Glauben, daß sie ihn noch lebendig machen können. Mögen sie ihren Namen für die Rundfragen jenes Demokratins mißbrauchen lassen, der seine Götter stürzt, wenn sie ihm keinen Nachdruck ihrer Aufsätze erlauben, der an mir Gotteslästerung begeht und für Herrn Kerr die Kastanien aus dem Dreck holt. Mögen die Literaten, die mir verehrende, nein »ehrfürchtige« Briefe schreiben, zu den Pöbeleien wie zu den Lügen schweigen, mit denen ein Dumpfkopf seine Enttäuschungen motiviert. Mögen sie es glauben, daß ich Ansichtskarten mit meinem Porträt in einem Kaffeehause verkaufen ließ, glauben, daß diese Wahnvorstellung die Abkehr eines Nachläufers motivieren kann, der noch ein Jahr lang an meinem Namen schmarotzt hat. Ich brauche keine Hilfe und scheue kein Hindernis. Ich werde mit der ganzen Schweinerei allein fertig. Aber ich werde darauf achten, mit der pedantischen Zähigkeit, die mich zu einem so üblen Gesellschafter macht, darauf achten, wer dem Herrn Cassirer, dem Herrn Kerr oder dem dort gehaltenen Schreiberlehrling noch die Feder reicht. Ich werde mich unter Umständen nicht scheuen, manchem der Herren Dichter mit dem Hut in der Hand einen Fußtritt zu versetzen. Im Dichten nehme ichs mit ihnen auf, aber sie nicht mit mir in der Peinlichkeit. Nicht in der Fähigkeit, Distanz zu wahren. Ich dichte nicht Poesie, um es dann mit der Krätze zu halten. Ich mache aus der Krätze ein Gedicht und veranstalte Sympathiekundgebungen für die Poesie. Wollen sehen, wer's weiter bringt. Ich kann zur Not den Herrn Kerr gestalten, aber sie können ihn nicht verteidigen, wenn ihm etwas Menschliches passiert ist. Und seine menschliche Abwehr belastet ihn. Jedes Wort, das er

spricht, wirft ihn um. Er wehrt sich nicht, weil ich ihn angreife, sondern ich greife ihn an, weil er sich wehrt. Wenn ihn meine Kraft geschwächt hat, so stärkt mich seine Schwäche. Das ist nun einmal das ewig unverrückbare Verhältnis zwischen der guten und der schlechten Sache. Ihre Vertreter kämpfen mit ungleichen Waffen, und recht hat der, der es sagen kann. Herr Kerr kann es nicht einmal stottern. Auch diese Fähigkeit habe ich ihm genommen. Früher, in seiner Glanzzeit, hätte er noch sagen können: Herr Kraus hat einen Artikel gegen mich geschrieben. Es war nicht, wie's auf den ersten Blick scheint, gebrochenes, sondern gespieenes oder noch ein anderes Deutsch. Das hat in Berlin eine Zeitlang Aufsehen gemacht. Nun hat man erfahren, daß es in Königsberg fließend geht, und der Nimbus dieses Percy, der nur Stotterer, nie Heißsporn war, dieses Schreibers, der so schrieb, als ob er den Schreibfinger im Halse hätte, ist dahin. Er war eine Qualle, die immerhin Farbe hatte. Auf den Lebensstrand geworfen, wird sie zertreten. Grauere Schaltiere mögen sie bewundert haben und ihr nachweinen. Mollusken mögen über meine Grausamkeit klagen. Aber der Ozean ist groß und Stürme sind besser als Ästheten. Herr Kerr hätte nicht an meinem Fuß kleben bleiben sollen. Und nicht in S. Fischers Aquarium lebendig werden sollen, wo er die Worte hervorbrachte:

»Und Karlchen Kraus, der neuerdings als Zwanzigpfennig—Aufguß von Oskar Wilde oder als Nietzsche'scher Heiterkeit fand, schwenkte die betropfte Fackel.«

Das ist keine Antwort, das ist ein Schwächezustand. Auf den Preis kommts nicht an, es gibt Revuen, die für zwei Mark fünfzig eine stinkende Langweile ausströmen. Eine betropfte Fackel bietet immer noch einen respektableren Anblick als ein befackelter Tropf. Und wiewohl ich Nietzsche nicht gelesen habe, habe ich doch die dunkle Empfindung, daß ihm mein Tanz besser gefallen hätte als die Zuckungen eines tänzerischen Demokraten, und daß ein Nietzsche'scher immer noch ein Kerl ist neben einem ganzen Kerr. Polemik soll den Gegner um seine Seelenruhe bringen, nicht ihn belästigen. Seitdem Herr Kerr den Schreibfinger aus dem Hals gezogen hat und mir in der Nase bohrt, ist die Situation bedrohlich. Herr Kerr kennt mich ziemlich genau und weiß, daß ich mehr bin, als er glaubt. Aber er gehört zu der ohnmächtigen Sorte, die mich für groß hält bis zu dem Augenblick, da ich trotzdem sage, sie sei klein. Seine Anhänger, die mich in ihren Blättern wöchentlich in Hymnen und Mottos ehrten, ihren Sabbat heiligten, wenn er ihnen einen Nachdruck aus der Fackel bescherte, und mich einen Gott nannten, sagen, ich sei größenwahnsinnig, wenn ich mich neben Herrn Kerr stelle. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die Verehrer stutzig werden, wenn der Verehrte anfängt, sie für Esel zu halten. Warum eigentlich? Bin ich kleiner geworden? Oder hat zu meiner Wesenheit die vorausgesetzte Sympathie für eine Leimgeburt gehört, die ich mit einem »Pit« davonblase? Da lebt und webt in Prag ein empfindsamer Postbeamter. Er hat mir oft Briefe zugestellt, in denen er mich seiner höchsten Verehrung bezichtigte. Er hat mir geschrieben, daß sein Essay über das Wesen der Kritik — oder über was man halt so schreibt — mir auf den Geist zugeschnitten sei, oder was man halt so schreibt. Er hat mir auch Drucksachen zugestellt, nämlich selbstverfaßte Bücher mit Huldigungen auf dem Widmungsblatt, und einen Roman darunter, in dessen Text ich auch verehrt sein soll. Ich habe nie gelesen, aber immer gedankt. In der Fackel findet sich der Name dieses Autors weder im Guten noch im Bösen; sein Unfug in Journalen hat mich oft erzürnt, aber wie sollte man alle Eindrücke bewältigen können? Es ist ja ein vertrackter Zufall, aber es ist ein Zufall, daß der Name des Herrn Max Brod bis zu diesem Augenblick nie von mir erwähnt wurde.

Das hat ihn verdrossen. Meine Meinung über ihn, um die er sonst im Dunkel getappt hätte, kam ihm nur zu Ohren, als ihm erzählt wurde, was ich von einem erotischen Gschafthuber, der in München lebt, gesagt hatte: er habe in Prag seinen erotischen Wurmfortsatz, und dieser sei Herr Max Brod. Das hat ihn wieder verdrossen. Und nun — eine verspätete Zustellung, wie sie bei der Post häufig vorkommt — erscheint ein Protest zugunsten des Herrn Kerr, in welchem es heißt:

»Überdies ist er sehr schön. Ich meine: persönlich, schön anzusehen. Das ist sehr wichtig und gut. Dichter sollen schön sein ... «

Nun, bis hierher habe ich noch keinen Grund zur Eifersucht. Ich bin überzeugt davon, daß die Freiheit den schönen Augen des Herrn Kerr zuliebe nicht nein sagen kann, ich habe selbst die Empfindung, daß in ihnen der Völkerfrühling glänzt, und es ist kein Zweifel, daß Herr Kerr so aussieht, als ob man sich letzten Mittwoch auf dem Jour der Rahel Varnhagen um ihn gerissen hätte. Einer der wenigen originellen Menschen, die unter der Berliner Literatur sitzen, soll sogar, als er zum erstenmal dieser aus dichtem Bartbeet hervorleuchtenden Wangen ansichtig wurde, entzückt ausgerufen haben: Hier sollten Rosen stehen! Doch das sind Geschmacksachen, ich weiß aus eigener Erfahrung, daß ich nicht schön bin, und vom Hörensagen, daß Herr Brod es auch nicht ist. Dieser aber erwähnt die körperlichen Vorzüge des Herrn Kerr nur, um meine Eitelkeit zu reizen, deren Wesen er völlig mißverstanden hat, und fährt fort: »Ein mittelmäßiger Kopf dagegen, wie Karl Kraus, dessen Stil nur selten die beiden bösen Pole der Literatur, Pathos und Kalauer, vermeidet, sollte es nicht wagen dürfen, einen Dichter, einen Neuschöpfer, einen Erfreuer zu berühren. — So würde ich die Welt einrichten.« Es ist gut, daß Herr Brod die Welt nicht eingerichtet hat. Sonst müßte der liebe Gott Buchkritiken für die Neue Freie Presse schreiben, eine lächerliche Altenberg—Kopistin für eine bewundernswerte Künstlerin halten und sogar den Herrn Zifferer loben. Gott hätte sonst gottbehüte den Satz geschrieben, den ich in einer Prager Zeitschrift finde:

»Sie ... kam schnell mit einem Teller wieder, auf dem mehrere Schnitten Wurst, ein halbes Stück Imperialkäse lagen, und *an ihn grenzend* eine *angefangene* Rolle Butter in ihrem Seidenpapier noch. Es sah nicht anders aus wie eben Reste einer Mahlzeit. In ihm aber erwachte der Hunger ... «

Und Gott selbst wüßte nicht, ob er gewollt hat, daß im Käse, an den die Butter grenzt, der Hunger erwacht ist, und er sähe, daß es nicht gut war, und würde den Satz anders einrichten. Die Stelle ist einem Roman »Jüdinnen« entnommen, der das Milieu in manchen Redewendungen überraschend gut zu charakterisieren scheint. Floskeln wie: »Hast du heuer schon gebadet?« und »In Kolin wie ich noch klein war« gehen dem Autor so aus dem Handgelenk, daß die Sicherheit erstaunlich ist, mit der es ihm manchmal gelingt, in seiner eigenen Sprache den Jargon zu vermeiden. Immerhin wird man es mir nicht verübeln können, daß ich mich mit Herrn Brod nicht in eine Auseinandersetzung über meinen Stil, über Pathos und Kalauer einlasse und mich damit begnüge, ihn mit der Versicherung zu verblüffen, daß mein Stil diese beiden bösen Pole nicht nur selten, sondern geradezu nie vermeidet. Ob es die höchste oder die niedrigste Literatur ist, den Gedanken zwischen Pathos und Kalauer so zu bewegen, daß er beides zugleich sein kann, daß er eine feindliche Mücke in die Leidenschaft mitreißt, um sie im nächsten Augenblick in einem Witz zu zertreten, darüber lasse ich mich mit keinem lebenden Deutschen in einen Wortwechsel ein. Ob es der Beweis eines mittelmäßigen Kopfes ist, werden die Weichtiere selbst dann nicht zu entscheiden haben, wenn sie unvermutet

einen Panzer anlegen. Über meine Wertlosigkeit ließe sich streiten, der Annahme meiner Mittelmäßigkeit könnte man fast schon mit einer tatsächlichen Berichtigung widersprechen. Denn irgendein Problematisches muß an mir sein, wenn so viele Verehrer an mir irre werden. Ich führe ein unruhiges Leben; und bin doch an Herrn Max Brod nie irre geworden. Was ich aber als eine überflüssige Störung meiner Wirrnisse empfinde, ist, daß seinesgleichen gegen mich frech wird. Das sollten die andern nicht erlauben; die noch an Götter glauben. Es ist gegen alle Einteilung. Wenn einer, dem ich geopfert habe, über mich schriebe, er halte nichts von mir, dann würde ich über mich nachzudenken beginnen und nicht über ihn, und wenn ich doch zum Entschluß käme, nicht mich, sondern ihn zu verwerfen, so würde ich die verschmähte Liebe, die abgestoßene Eitelkeit, die verratene Geschäftsfreundschaft als Motiv in meinen Angriff aufnehmen und meine Schädigkeit nicht Entwicklung nennen. Dann wäre der Ausdruck eine Mißgeburt, aber er hätte auch ihr Gesicht! Man fahre ihr in die Augen, wenn man ihrer in zwölf Jahren in einem einzigen Exemplar habhaft wird. Und man halte den Haß meiner Gegner in Ehren, wenn man ihm nachsagen kann, daß er aus innerer Umkehr entstanden ist. Den Blitz, der sie aus heiterm Himmel trifft und den sie sonst als Schauspiel bewundert haben, zu verfluchen, ist menschlich. Aber damit ist nur bewiesen, daß der Blitz, der Menschliches treffen will, nicht geirrt hat. Und gewiß nichts gegen die Bedeutung des Blitzes bewiesen, wenn der Bauer »Sakra!« sagt. Wenn Herr Kerr aber ordinär wird und das, was ihn niedergeschmettert hat, Kunst war, darin ist Recht und Unrecht mit einer Klarheit verteilt, wie sie nie über einem Kampf der Meinungen walten könnte. Immerhin hätte ich es mehr als der Dichter Beer—Hofmann verdient, daß Herr Kerr Ave poeta ruft. Auf die Knie hatte ich ihn schon gebracht. Auf Erbsen kniend mußte er noch als geübter Ästhet die Gebärde loben, die ihn bezwang, oder, wenn anders er solcher Objektivität nicht fähig ist, verstummen. Er plumpste mit einem gemeinen Schimpfwort hin. Ich bin nicht würdig, vom Herrn Cassirer verklagt zu werden. Ich bin nur würdig, von ihm aufgefordert zu werden, meine künftigen Bücher seinem Verlag zu überlassen. Er drückt mir die Hand für meinen Kampf gegen Herrn Harden, aber er könnte sie mir nicht reichen. Mißverständnisse über Mißverständnisse. Wir wollen einander nicht mehr wehtun. Es ist genug von Prügeln die Rede gewesen. Von den körperlichen, auf die sich die Ästhetiker berufen, und von den schmerzlicheren, die ich gegeben habe. Ein Kunsthändler, selbst einer, der Affären ritterlich austrägt, um sie publizistisch hinauszutragen, ist eine viel zu unbeträchtliche Gestalt, als daß sie länger als nötig den Horizont verstellen sollte. Auch muß der Prinzipal, dem hundert dienstfertige Schreiberjungen die Sorge für das Geschäft nicht abnehmen können, den Kopf behalten, um im richtigen Augenblick Manet von Monet und gar Kerr von Harden zu unterscheiden. Wenn sie sehen werden, wie er sie gegeneinander ausspielt, werden die Berliner Cliques schon von selbst lernen, daß das Geschäft wichtiger ist als die Kultur. Dann wird sich dieser ganze dionysische Flohtanz zur Ruhe setzen, und die Mont—Martre—Interessenten, die heute noch von den Sehnsüchten nach einem Hauch einer Erinnerung an Düfte vibrieren und wirklich Apachen des Wortes sind, werden mich in Liebe und Haß verschonen. Ihnen, die auch anders können, wird nichts andres übrig bleiben. Denn es ist heute in Deutschland gegen mich nicht aufzukommen; nicht gegen mich. Und wenn sie sich mit ihrer ganzen Pietät für Heine umgürten, und wenn er selbst zu ihnen auferstünde! Denn es ist ein Kampf mit ungleichen Waffen, wenn die gute und die schlechte Sache gegeneinanderstehen. Die schlechte kann nur schlechter werden. Polemische Ohnmacht ist der stärkste Ausdruck des Unrechts. Der Privat-

mann, der recht hat, schreibt recht. Der Literat, der Unrecht hat, wird in der Polemik kleiner als er ist und gemeiner, er hat nicht Rausch noch Ruhe, er hat Reue, und entblößt das Unrecht mit jedem Versuch, es zu decken, und begeht Selbstmord im Zweikampf, während dem Gegner die Vertretung eines belanglosen Rechts schon hinter der wahren, heiligen, unentrinnbaren Mission verschwindet, die Talentlosigkeit zu züchtigen.

Karl Kraus

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien III. Hintere Zollamtsstraße 3.